

3 Methodisches Vorgehen und Problematiken

Im folgenden Methodenkapitel begründe ich zunächst meine Wahl der verwendeten Methodologie, die Grounded Theory (vgl. Glaser/Strauss 1998; Strauss/Corbin 1996), und stelle meine methodische Umsetzung der Forschungsfrage mittels Feldforschung (3.1), qualitativer Interviews (3.2) und der Untersuchung von Affekten (3.3) dar. Ich verstehe meine Forschung als Intraaktion (vgl. Barad 2015: 92) mit dem Feld, da Feld und Forscher_in nicht nur in Wechselbeziehung stehen, sondern sich gegenseitig hervorbringen. Daher spreche ich vom diffraktiven¹ (nicht-reflektierenden) Arbeiten, das ich in die Grounded Theory integriere. Meine Vorgehensweise folgt der Grounded Theory und nimmt als »materiell-diskursiver Apparat« eine Grenzziehung oder einen »agentiellen Schnitt« vor, um mit Barad (2007: 139) zu sprechen – zwischen Feld und mir, der nötig wird, um eine Momentaufnahme von Phänomenen im Werden liefern zu können. Meine Forschung selektiert, schließt bestimmte Informationen ein und andere aus und zieht so einen Schnitt zwischen Beobachteten und Beobachtungsinstanz (vgl. Barad 2015: 91f.). Wissensproduktion ist stets ein politisches und ethisches Unterfangen, woraus sich die Notwendigkeit ergibt, dafür Verantwortung zu übernehmen.² Daher schließen sich an die methodischen Ausführungen forschungsethische Fragen an (3.4) und Überlegungen zur Verschränkung von Feld und mir (3.5).

Ziel meiner Studie ist es, verschiedene Praktiken von Un_Bestimmtheit in queeren Räumen zu verstehen, um ein Bild von den Verbindungen zu zeichnen, aus denen Handlungsfähigkeit mit transformativem Potenzial in queeren Räumen entsteht. Von Interesse sind hierbei Praktiken, die aus Positionen sozio-ontologischer Un_Bestimmtheit (vgl. 2.1) hervorgehen sowie die damit umgehen, um den Thesen nachzugehen, dass sich Handlungsfähigkeit jenseits eines identitären Wir herstellt (These 1) und dass in queeren Räumen Handlungsfähigkeit über Affekte und deren verbindende Effekte für Praktiken

1 Die Begriffe »Diffraktion« und »Interferenz« verwende ich gleichbedeutend wie Barad (vgl. Barad 2007: 81).

2 Diese Position leitet sich nicht nur aus z.B. Haraways Objektivitätskritik (vgl. Haraway 1995) ab, auch beziehe ich mich damit auf Positionen der Trans* und Inter* Studien (vgl. exemplarisch Bauer 2015: 34; Gregor 2021: 270f.).

entsteht (These 2). Für dieses Forschungsinteresse bietet sich methodisch ein qualitativer Forschungsansatz an, der Subjekte befragt und vor allem Praktiken betrachtet. Den Untersuchungsgegenstand bilden Praktiken von Un_Bestimmtheit, also Praktiken von Subjekten in der Zone der Unbewohnbarkeit des Diskurses (vgl. Butler 1997: 23). Diese Fokussierung auf Praktiken erfordert nicht nur das Forschungsinteresse und der theoretische Hintergrund der Arbeit, sondern auch das hier zugrundeliegende Verständnis von Handlungsfähigkeit nicht als Eigenschaft von Subjekten, sondern als sich performativ im Vollzug der Handlung, in relationalen Dynamiken, herstellend (vgl. 2.3). Um Praktiken zu beobachten, sie (soziologisch) beschreiben, explizieren zu können, kurz, um sie in ihrem Vollzugskontext analysieren zu können, wird sich daher ethnologischer Methoden bedient und eine Feldforschung durchgeführt.

Das Forschungsinteresse folgt dem Ziel einer Konzeptionalisierung von Handlungsfähigkeit in queeren Räumen in Berlin. Ich habe mich für das Forschungsdesign der Grounded Theory entschieden, denn sie ist konzipiert für die Theoriegenese in explorativen Untersuchungen, als prozesshafte Entwicklung von Theorie (vgl. Glaser/Strauss 1998: 41). Ziel dieses Forschungsstils ist es, mittels teilnehmender Beobachtung, Interviews und Feldmaterial Daten zu erheben, diese Daten durch Kodierung zu abstrahieren, zusammenzufassen, neu zu ordnen und letztendlich theoretische Erkenntnisse daraus zu generieren – eine Momentaufnahme zu erstellen also. Bereits Glaser/Strauss stellen heraus, dass Theorie nicht vom Prozess der Theoriegenese getrennt werden kann (1998: 15). Hier wird dieser Prozess jedoch nicht abstrahierend gedacht, sondern performativ, d.h. Erhebungen bringen immer auch die Ergebnisse mit hervor (vgl. Barad 2015: 20). Mit der Logik der Grounded Theory lassen sich Phänomene und ihre Verschränkungen mit Materialitäten theoretisieren, also Theorie aus Daten diffraktiv – hierzu komme ich gleich – ableiten. Ihre iterativ-zyklische Vorgehensweise erlaubt bzw. erfordert es, während des Forschungsprozesses verschiedene Hypothesen aufzustellen und zu verwerfen und die Datenerhebung an den Forschungsprozess anzupassen. Dieser Prozess wurde ebenso genutzt, um Erkenntnisse und Ergebnisse wieder zurück ins Feld zu geben (vgl. 3.5). Zwar bin ich mit bestimmten Begrifflichkeiten (z. B. Handlungsfähigkeit, Raum, Affekt) ins Feld gegangen, was sich nie völlig vermeiden lässt (vgl. Mayring 2016: 29f.), doch haben sich diese im Laufe des Forschungsprozesses am Material entwickelt (im 2. Kapitel findet sich das Resultat dieser Suchbewegung). Der Vergleich von Beobachtungsprotokollen und Interviewtranskriptionen ließ auch bei mir verschiedene Phasen des Transkribierens und Codierens, des Verallgemeinerns und Theoretisierens hin zum Klassifizieren entstehen (vgl. Emerson u.a. 1995: 46; Breidenstein u.a. 2003: 124ff.). Des Weiteren folgte ich der Methodologie der Grounded Theory mit ihrer Praxis des Hypothesenaufstellens und -verwerfens. So kam es vor, dass ich ein Kapitel (zum queeren Style) verfasste, was ich wieder verwerfen musste, weil dies schließlich doch nichts zur hier gestellten Fragestellung beitrug. Im Zuge des spiralförmigen Prozesses des Datenerhebens, Generierens und Verwerfens von Thesen sowie Codierens und Schreibens von Memos entstand eine Konzeptionalisierung von Handlungsfähigkeit in queeren Räumen, die zwischen verschiedenen Formen von (interferierenden) Handlungsfähigkeiten (6) – der gefühlten (4) und der kollektiven (5) – unterscheidet.

Meine Zwischenerkenntnisse hatten hierbei Einfluss auf die Auswahl der Methoden. Letztere wurden mit dem Aufstellen und Verwerfen bestimmter Thesen angepasst.

Zu Beginn der Studie stellte ich die zweite These auf, dass die Entstehung von Handlungsfähigkeit in queeren Räumen insbesondere von den im Raum geteilten Affekten abhängt. Um diese zu untersuchen, konzentrierte ich mich vor allem auf die kollektive (Meso-)Ebene. Dieser Blickwinkel musste jedoch recht schnell auf die Subjekt- bzw. Mikroebene ausgeweitet werden. In den Interviews hatte sich wiederholt gezeigt, dass Befragte sich mal mehr, mal weniger handlungsfähig fühlen, auch unabhängig von der Anwesenheit anderer Subjekte oder kollektiver Praktiken. Dies veranlasste mich, davon auszugehen, dass Handlungsfähigkeit mit transformativem Potenzial mehr Dimensionen hat, d.h. nicht nur auf der Mesebene operiert und sich vor allem nicht vom subjektiven Empfinden trennen lässt. Dies machte die Anpassung der Methoden notwendig und führte mich dazu, nachdem die Interviews schon geführt waren, Einzelfallanalysen durchzuführen, um subjektives Empfinden im Gesamtkontext des Falles und einzelne Fälle in ihrer Tiefe zu verstehen, obwohl Einzelfallanalysen zu Beginn der Arbeit nicht geplant waren.

3.1 Feldforschung

Zwischen der Methodologie der Grounded Theory und einer diffraktiven Methodologie liegt ein Widerspruch, da die Grounded Theory – im Gegensatz zum diffraktiven Arbeiten – von Feld und Forscher_in als geschlossene Entitäten ausgeht, die in Wechselbeziehung stehen. Dieser Widerspruch konnte nicht gelöst werden, insbesondere da die Grounded Theory auf der Grundannahme beruht, aus Daten realitätsbasiertes Wissen generieren zu können. Diese repräsentationalistische Grundannahme ist streng genommen nicht mit einer diffraktiven Methodologie vereinbar, jedoch ist ein diffraktives Arbeiten in die Grounded Theory implementierbar, wodurch die Methodologie der Grounded Theory für mein Vorhaben handhabbar wurde. Durch das diffraktive Arbeiten wird die Konzeptionalisierung von Daten nicht alleine auf die Grundlage des Anstellens von Vergleichen (und des Stellens von Fragen) gestellt (vgl. Strauss/Corbin 1996: 18; 44), sondern auf Intraaktion von Forschung und Feld. **Die Baradsche Vorstellung der Intraaktion von verschiedenen Phänomenen als (Re-)Konfiguration der Welt, die sich im hier vorliegenden Konzept von Handlungsfähigkeit findet (vgl. 2.3), wird somit auch methodisch zur zentralen Idee, die den Blick auf das Feld strukturiert. Die Frage nach Verschränkungen und Materialisierungen, was diese konstituieren und für wen oder für wen nicht, unterliegt der Betrachtung.** Im Folgenden beschreibe ich, was dies für meine Forschung bedeutete. Hieran könnten sich Weiterentwicklungen neuer methodischer Wege anschließen.

Meine Studie fragt nach dem Wie der Entstehung von Handlungsfähigkeit in Praktiken mit einem performativ-relationalen Verständnis. Für die Beantwortung dieser Frage ist Feldforschung unumgänglich, nicht nur um die Logik der Praktiken von Un_Bestimmtheit, die Alltagswelt der Subjekte, ihre Wahrnehmungen und Gefühlszustände zu verstehen – vor allem erfordert auch die Fokussierung auf Praxis im Vollzug sowie der analytische Einbezug ihres Entstehungskontexts die teilnehmende Beobachtung. Dem liegt die Annahme zugrunde, dass Teilnehmende einer Situation einen privilegierten Zugang zur Komplexität dieser Situation haben. Meine aktivistische Teilnahme erlaub-

te mir einen solchen Zugang zu den Praktiken, was zugleich meine aktivistische Interventionen prägte und wiederum auf das Feld wirkte. Eine Beziehung zwischen Feld und mir entstand, was ich durch die Vorgehensweise des diffraktiven Arbeitens aufgreife. Vor allem begreift das diffraktive Arbeiten die Verschränkungen zwischen Feld und mir als gegenseitige Hervorbringung. **Diffraktives Arbeiten bedeutet dann, mit dem Feld verschränkt zu sein und alle beteiligten Phänomene im Forschungsprozess ernst zu nehmen und auch den Blick auf nicht-menschliche Phänomene zu lenken.** Daraus folgen zwei Implikationen. Das heißt einerseits, auch Atmosphäre, Raum und Artefakte in die Analysen miteinzubeziehen, um deren Anteil an der Produktion von Handlungsfähigkeit nicht zu vernachlässigen. Hierbei war es mir wichtig, den Blick auf die Verschränkungen und Relationen zu legen und Phänomene nicht als abgeschlossene Phänomene zu betrachten, sondern danach zu fragen, wer oder was wie beteiligt ist, sich wie hervorbringt und wie verschränkt ist (vgl. 2.3). Folglich beobachtete ich nicht nur Praktiken und Subjekte, auch die Umgebungen, deren Funktion, Anordnung, Beschaffenheit und Wirken schloss ich in die Analyse ein. Andererseits bedeutet es auch, die Wirkung von Handlungsweisen auf mich und andere Beteiligte oder auch emotionale Reaktionen bei mir in einer Situation einzubeziehen, um ein Verständnis der Entstehungskonstellationen von Handlungsfähigkeit zu erhalten.

Durch meine aktive Teilnahme am Feld war ich an der Feldproduktion beteiligt und Darüber hinaus konstituierte mich das Feld. In Anlehnung an beispielsweise Monika Wohlrab-Sahr (1993) sowie Beate Binder u.a. (2013) hat die Forscher_in eine Position im Feld inne und gestaltet dieses mit, wie auch das Feld auf die Forscher_in wirkt.³ Ich gehe aber nicht nur davon aus, dass sich Feld und Forscher_in gegenseitig prägen, sondern dass das Feld und ich uns mit anderen Diffraktionen gegenseitig hervorbringen (vgl. Barad 2007: 71ff). Ich schliesse mich folglich den Positionen von Wohlrab-Sahr und Binder in der Notwendigkeit an, die eigene Situierung nicht zu vergessen, spreche jedoch nicht von Reflexion, sondern von Diffraktion – im Anschluss an Barads Diffraktionsbegriff (2007), der verschränkte Relationen menschlicher und nicht-menschlicher Phänomene fokussiert.⁴ Während ein Reflexionsprozess eine Subjekt-Objekt-Trennung voraussetzt (Reflexion geschieht aus Distanz, mit Blick von außen), lassen sich mit einem Diffraktionsprozess Subjekt und Objekt als verschränkt und sich gegenseitig hervorbringend denken (durch die Überlappung von Wellen, die Diffraktion, entstehen neue Muster) (vgl. Barad 2007: 88f., unter Bezug auf Haraway). In der Vorstellung des Verlassens des Feldes, um es von außen zu betrachten, liegt ein Widerspruch, denn die Diffraktionen, die das Feld in mir hinterlässt, sind auch in mir an meinem Schreibtisch zu finden. Als Wissenschaftler_in und Aktivist_in versuchte ich das Feld von innen heraus

3 Wohlrab-Sahr verweist darauf, dass die aktivistische Teilnahme am Feld auch zur Ideologisierung führen kann und fordert die Forscherin auf, ihren Standpunkt zu reflektieren und eine Position zwischen Einfühlung und Distanz einzunehmen. Ebenso spricht Binder von Wissenschaft als Intervention, was die stete Reflexion der Forscher_innenposition erfordert.

4 In der Physik beschreibt der Diffraktionsbegriff die Beugung von Wellen. Durch das Ablenken von Wellen kann es zu neuen Wellen und zu Interferenzen kommen. Interferenzen entstehen, wenn sich Wellen überlagern. Siehe zu Barads Diffraktionsbegriff auch Weibel (2013). Siehe zum deutschen Diskurs Bath u.a. (2013).

(nicht von außen darauf blickend) zu verstehen, im Sinne einer »diffraktiven Methodologie« also (Barad 2007: 88f.). Diese Verschränkung hat uns, das Feld und mich, anders hervorgebracht, d.h. auch wie ich in der Welt bin. Objektivität bedeutet in diesem Sinne nicht von außen eine objektive Position einzunehmen oder sich vom Feld zu distanzieren, sondern sich der Diffraktionen, der Veränderungen und Unterschiede, »differences that matter« (Barad 2007: 72), bewusst zu werden.

Barad geht mit der diffraktiven Methodologie davon aus, dass der Forschungsapparat (hier: meine Feldforschung) das Phänomen (hier: das Feld) hervorbringt, beide interagieren miteinander. Mit meiner Forschung nehme ich diesbezüglich eine Grenzziehung vor, einen agentiellen Schnitt (Barad) durch diese Intraaktion, denn meine Forschung besteht aus Praktiken der Unterscheidung, des Selektierens und Differenzierens, was immer auch eine Materialisierung von Bedeutung darstellt (vgl. Barad 2015: 129). Barad schließt mit ihrem aus der Physik entlehnten Begriff der Diffraktion an Donna Haraways Konzept des »sitierten Wissens« (Haraway 1995) an und stellt sich damit gegen ein repräsentationalistisches Verständnis von Wissenschaft, d.h. gegen die Vorstellung, Wissenschaft könne Phänomene akkurat abbilden und sich selbst mittels distanzierter Reflexivität kontrollieren. Das heißt, Barad und Haraway stellen sich gegen die Grundannahme, auf der auch die Grounded Theory basiert. Reflexivität geht von der Möglichkeit der Spiegelung von Wissen und Feld aus. Die wissenschaftliche Reflexion nehme eine entkörperte, transzendente Position ein, was Haraway als den »göttlichen Trick« (Haraway 1995: 87) benennt, also die Vorstellung, Wissenschaft sei wertneutral, entkörperert und stehe außerhalb jeglichen Kontexts. Diese Vorstellung verkennt die Positioniertheit der Wissenden und dass auch die Forschenden sich im Prozess der Spiegelung mithervorbringen. Diffraktives Arbeiten versucht dieser Verschränkung Rechnung zu tragen und meint in diesem Sinne auch ein Anders-Werden durch den Forschungsprozess (vgl. Bath u.a. 2013: 7). Perspektiven, die in wissenschaftlichen Diskursen wertneutral erscheinen, tun dies, da sie unmarkiert (nicht abweichend) oder normkonform sind (vgl. Bauer 2015: 32).⁵ Für Haraway ergibt sich wissenschaftliche Objektivität daher aus Partialität. Objektivität geht aus der Involviertheit der Situation hervor und entsteht gerade nicht durch Beschreibungen mit Hilfe der Vogelperspektive, sondern durch die Verstrickung verschiedener Perspektiven, durch partielle Verbindungen und Standortgebundenheit (vgl. Haraway 1995).

Vor dem Hintergrund dieses Objektivitätsverständnisses bedeutet diffraktives Arbeiten, dass die aktive Teilnahme am Feld, das Sichtbarmachen partialer Perspektiven in ihren Relationen einen sehr hohen Erkenntnisgewinn versprechen. Ich strebte daher ein In-die-Tiefe-Gehen an. Wichtig war mir, Perspektiven – die sich zum Teil auch widersprechen – in ihrer Spezifik nachzuvollziehen. Widersprüche in Praktiken nicht zu glätten, sondern ihre Feinheiten darzustellen. Hierbei galt es, die Situiertheit der Feldteilnehmenden und von mir zu bedenken. Damit wird die Forscher_in, d.h. mein Handeln, meine Wahrnehmung, meine Gefühle und meine Interpretationen, nicht nur zum Teil der Erkenntnis und nicht zur »zu kontrollierende[n] bzw. auszuschaltende[n] Störquelle« (Flick u.a. 2004: 23), auch bedeutete dies, meine Vorannahmen und normativen

5 Bauer erklärt Haraways Standpunkttheorie und ihr Beispiel des Gottestricks anschaulich am Beispiel von trans* und inter* Menschen im medizinischen Diskurs (vgl. Bauer 2015).

Vorstellungen zu verändern, vom Feld zu lernen, die Sprache des Feldes zu sprechen, diese Logik zu inkorporieren, das Feld mithervorzubringen, es zu verändern. Aus dieser spezifischen Verschränkung geht eine besondere Verpflichtung und Verantwortung⁶ für das Feld hervor, denn die Verschränkung bedeutet ein Verbundensein, ein An-Andere-gebunden-Sein (vgl. Barad 2015: 162; siehe 3.4.). Eine diffraktive Vorgehensweise ist dann eine kritische Praxis der Anteilnahme, Auseinandersetzung und Veränderung: »A critical practice for making a difference in the world ... a critical practice of engagement, not a distance-learning practice of reflecting from afar.« (Barad 2007: 90) Die vorliegende Forschung versucht nicht, Objektivität durch die Betrachtung von außen, sondern von innen herzustellen. Es gilt folglich, »mit dem Geschehen zu ermitteln, wie welche Differenzen generiert werden und wie die jeweilige Wissen produzierende Praxis daran beteiligt ist, welche Macht konstituierenden Phänomene sichtbar werden, welche Materialisierungen passieren – und welche nicht.« (Völker 2013c: 235, Herv. i. O.). Die aktive Teilnahme am Geschehen stellt daher die Voraussetzung von Objektivität dar, denn nur sie ermöglicht einen partialen Standpunkt, einen tiefen Einblick.

Die Methodologie der Grounded Theory sieht einen mehrmaligen Wechsel zwischen Analyse- und Feldphase vor, um die eigene Involviertheit und das Verhältnis von Forscher_in zum Feld ›reflektieren‹ zu können. Zwar bewegte auch ich mich zwischen Schreibtisch und Feld, jedoch nicht als Wechselbeziehung, ich vollzog diese Bewegung zwischen Theorie und Praxis als Diffraktionsprozess, indem ich mit dem Feld intragierte (vgl. 3.5). Aufgrund dieser Verschränkung mit dem Feld war eine Grenzziehung von Analyse und Feld für den Forschungsprozess, ein agenteller Schnitt, nötig. Diffraktives Arbeiten bedeutet dann, sich der eigenen Differenzsetzung bewusst zu werden, d.h. den eigenen Schnitt und dessen produzierte Ausschlüsse und Bedeutungsgenerierung zu analysieren (vgl. Barad 2015: 202). Diese Auseinandersetzung greife ich in 3.5 auf.

3.1.1 Feldzugang

Der Feldzugang war bereits vor Beginn der Forschung hergestellt, was sich von großem Vorteil gezeigt hat, aber durchaus auch Probleme mit sich brachte. Ich wirkte bereits Jahre zuvor aktivistisch beim *Transgenialen Christopher Street Day (tCSD)*, der alternativen Pride in Kreuzberg, und im *Netzwerk Diskriminierungsfreie Szenen für alle*⁷ mit, ein Netzwerk verschiedener Vereine und Bars, das sich gegen Diskriminierung innerhalb queerer Szenen einsetzt. Auch arbeitete ich seit der Eröffnung 2007 bis 2018 in der szenebekanntesten Bar *SilverFuture* und war jahrelang Teil des *¡Mash Up!*-Kollektivs, das queer-feministische Veranstaltungen mit dem politischen Anspruch durchführt, Sichtbarkeit von Frauen, Lesben, nicht-binärer und trans* Menschen – besonders von *Queers of Color* – zu fördern.⁸ Daher hatte ich bereits ein umfangreiches Wissen bezüglich vieler Vereine, ak-

6 Barad spricht in diesem Sinne auch von der ethisch-onto-epistemischen Verbindlichkeit, die aus der Intra-Aktivität des Weltmachens hervorgeht (vgl. 2015: 161).

7 Zum *tCSD* siehe ausführlich 6.2 und zum *Netzwerk* siehe <http://diskriminierungsfreeszenenfuera.wordpress.com> (Zugriff 25.2.2021). Beide Begriffe finden sich im Glossar.

8 In 5.1.1 gehe ich näher auf einzelne meiner Bezüge zu verschiedenen queeren Räumen ein.

tivistischer Gruppen, Organisationen und Veranstaltungen und verfügte über weite personelle Netzwerke innerhalb queerer Räume. Dies erleichterte mir die Suche nach und das Gewinnen von Interviewpartner_innen, da ich durchaus einen gewissen Vertrauensvorsprung genoss. Ich kam nicht als Wissenschaftler_in von außen, sondern war bereits langjährige_r Aktivist_in im Feld. Daher war ich von Beginn an mit den Umgangsformen, dem Sprachgebrauch der Szene, feldspezifischen Kleidungs-codes und Ausdrucksweisen vertraut, war aufgrund meines Aktivismus in der Szene akzeptiert und anerkannt. Ich konnte außerdem auf szenen-interne Codes, Werte und inkorporiertes Wissen – also auf einen gemeinsamen Erfahrungsraum – bereits zu Beginn meiner Forschung zugreifen und musste mir dies nicht erst über einen langwierigen Prozess des Feldzuganges erarbeiten. Auch während meiner Studie wurde ich daher nicht als beobachtend oder als Fremdkörper wahrgenommen. Zwar wussten die Menschen, mit denen ich Kontakt hatte, dass ich queere Räume beforschte, dennoch wurde ich mehr als Aktivist_in denn als Forscher_in wahrgenommen (siehe hierzu 3.5).

3.1.2 Das Feld: Queere Räume

Für die Suche nach Handlungsfähigkeit mit transformativem Potenzial betrachtete ich Praktiken von Un_Bestimmtheit in aktivistischen queeren Räumen, da ich annehme, dass solche Räume bzw. deren Teilhabende gesellschaftliche Veränderung intendieren.⁹ Es wurde sich auf jene Räume fokussiert, an denen queeres Leben und feministischer Aktivismus stattfinden und die Schnittstellen zwischen Öffentlichem und Privatem darstellen. Mit solchen Räumen wird versucht, der hegemonialen Logik im Feld sexueller Politiken (z.B. Zweigeschlechterlogik, Heteronormativität) zu entgehen (vgl. Haase 2005: 7). Dies sind aber auch Räume, in denen das Queere nicht allein über schwul-lesbisches Begehren definiert wird, sondern Räume, die sich explizit auch als queer-feministisch verstehen, d.h. einen Feminismus propagieren, der mit Kritik an Heteronormativität und an verschiedenen miteinander verwobenen Unterdrückungsmechanismen verbunden wird. Insbesondere wird in diesen Räumen von Interesse versucht, einen Raum zu bieten für marginalisierte Menschen, die von Rassismus, Ableismus (Diskriminierung aufgrund bestimmter Fähigkeiten oder Be_Hinderungen¹⁰), Klassismus und vor allem von Homo- oder Transfeindlichkeit betroffen sind.

Wie sich im Laufe der Untersuchung gezeigt hat, werden diese Räume häufig als »Wohnzimmer« oder »Zuhause« beschrieben.¹¹ Meine Feldkenntnis verwies darauf, dass in diesen Räumen vor allem identitäre und geschlechtliche Unbestimmtheit eine wichtige Rolle spielen. Praktiken der Un_Bestimmtheit, die noch weiter gefasst sind, da sie mit sozio-ontologischer Un_Bestimmtheit umgehen (vgl. 2.1), vermutete ich daher vor

9 Aktivismus verstehe ich als zielstrebiges, politisches Handeln von Aktivist_innen, das gemeinsamen Zielen folgt. Siehe zum Aktivismus-Begriff im queer-feministischen Kontext Ommert (2016: 41ff.).

10 Mir sind im Feld verschiedene Selbstbezeichnungen diesbezüglich begegnet (z.B. disabled, behindert, be_Hindert, mit Behinderung, mit anderen Fähigkeiten, anders befähigt). Siehe im Glossar »abliert«.

11 Siehe zu diesem Spezifikum von queeren Räumen 6.1, aber auch Haase (2005).

allem in diesen Räumen. Räume im Interesse der Studie waren damit vor allem öffentliche oder halb-öffentliche queere Orte (z. B. Bars, Clubs, Infoläden, Veranstaltungsräume, Wagenplätze, Festivals, Demonstrationen, Paraden, Workshops), die sich queer (bzw. queer-feministisch) labeln. Aber ebenso wurden Räume einbezogen, die sich nicht explizit als queer labeln, zu welchen mich das Folgen dieser Praktiken aber dennoch führte. Denn diese Praktiken lassen sich auch in nicht-queeren Räumen und in Grenzbereichen finden. Zudem führte mich das Folgen dieser Praktiken an Orte, die u. a. auch mithilfe solcher Praktiken zu queeren Räumen werden können. Durch spezifische Praktiken, die Frequentierung von sich als queer verstehenden Subjekten über einen längeren Zeitraum oder regelmäßig stattfindende queere Veranstaltungen entstehen temporär und auch langfristig queere Räume, die ebenso Schauplätze der Studie sind. Um zu verstehen, wie Handlungsfähigkeit in Praktiken von Un_Bestimmtheit entsteht, war es nötig, nicht an den Türen von als queer gelabelten Orten stehen zu bleiben. Beispielsweise zeigte sich Reibung und Irritation dieser Praktiken sowie ihre Funktionsweise für die Subjekte deutlich unter Einbezug von nicht-queeren Räumen (siehe hierzu v. a. 4).

Doch was sind nicht-queere Räume? Nicht-queere Räume werden in der vorliegenden Arbeit als heteronormativ durchdrungen verstanden, d. h. wenn Heteronormativität nicht im Raum kritisiert wird (eine solche Kritik kann auch in Praktiken und durch Körper stattfinden). Nicht-queere Räume sind von Unsichtbarkeit queerer Lebensweisen geprägt und in ihnen wird Heteronormativität unhinterfragt gelebt. Heteronormativität wirkt zwar auch in queeren Räumen, dies bleibt in den betrachteten queeren Räumen jedoch oftmals nicht unbemerkt bzw. stellt sich hier die Kritik daran selbst als Norm dar (vgl. Schuster 2010: 248). Dass nicht-queere Räume heterosexuell und heteronormativ durchdrungen sind, zeigt sich beispielsweise an Kontrollmechanismen in diesen Räumen wie an der Unterdrückung von nicht-normativen Sexualitäten durch Unsichtbarmachung von nicht-normativen Begehren und Körpern (vgl. Hartal 2017: 3; Bell/Valentine 1995; Valentine 2000).

Da sich in Deutschland seit den 1990er Jahren in Berlin die bundesweit größten queeren (und insbesondere trans*) Szenen und eine Vernetzung – die auf Öffentlichkeitsarbeit sowie gesellschaftliche und politische Veränderung zielt – entwickelt haben (vgl. Schirmer 2010: 130; Schuster 2010: 104f.), fokussierte ich mich auf queere Räume in Berlin. Im Anhang befindet sich ein Glossar der einbezogenen queeren Räume, die in Interviews genannt und/oder an denen teilnehmende Beobachtungen durchgeführt wurden. Textlich sind diese durch Kursivierung hervorgehoben. Beispiele der betrachteten Räume sind queere Veranstaltungen (z. B. *Rattenbar*, *Tuntenhaushoffest*, *Fuzarka Festival*) oder queere Großveranstaltungen wie der *Transgeniale Christopher Street Day* (tCSD bzw. *KreuzbergerCSD* [2014, 2015], *x*CSD* [2016]) und *Wigstöckel*. Hierbei handelt es sich um wichtige Räume und Ereignisse queerer Szenen¹² in Berlin, die häufig Treffpunkt und oftmals auch umkämpfte Felder sind. Zudem wurden auch queere Partys (z. B. *Homopatik*, *Gegen*, *Mint*, *jMash Up!*, *Hot Topic*) miteinbezogen und vor allem auch queere Bars und Clubs wie das *SilverFuture*, der *Südblock* oder das *SchwuZ*. Vereinzelt folgte ich dem Feld auch auf Wagenplätze, in Hausprojekte und Infoläden sowie Vereinsräume. Die Auswahl der Orte geschah anfangs auf Basis meiner Kenntnis des Feldes und folgte schließlich den

12 Siehe zum Szenebegriff 5.2.3.

Nennungen in Interviews und der Auswertung erster Teilergebnisse. So kam es auch vor, dass ich zunächst privat auf einer queeren Party aushalf und schließlich mir interessant vorkommende Erfahrungen im Nachgang protokollierte. Es handelt sich bei der vorliegenden Feldforschung daher um eine Beobachtungsserie, bei der nicht die immer wiederkehrende Beobachtung am gleichen Ort, sondern an verschiedenen Orten zu unterschiedlichen Zeiten stattfand.

Als eine Unterform des queeren Raums oder auch als einen spezifischen queeren Raum betrachte ich zudem Safer Spaces oder Schutzräume. Ich ziehe den Begriff ›Safer Space‹ jedoch dem des Schutzraums vor, da letzterer impliziert, dass es Räume geben kann, die frei von Diskriminierungen sind. Der Safer Space versteht sich als graduell sicherer, doch auch er ist nicht diskriminierungsfrei (er ist ›safer‹, nicht ›safe‹). Ein queerer Safer Space kann z.B. ein Fahrradworkshop in der Nachbarschaft, ein Polystamm-tisch in der Kneipe, ein Brunch auf einem queeren Wagenplatz oder eine Queerparty an einem Veranstaltungsort sein, der nur temporär als queer gelabelt ist. Den Begriff des Safer Space übernehme ich aus dem Feld. Diese Räume zeichnen sich dadurch aus, dass dort szene-spezifische Normen und besondere Praktiken (z.B. Awareness- oder Policing-Praktiken) wirken, um Sicherheit vor Diskriminierung und Angriffen zu gewährleisten, was ich näher in 6.1 »Atmosphäre der Sicherheit in Safer Spaces« betrachte.

3.2 Qualitative Interviews

Meine Forschungsfrage, wie sich Handlungsfähigkeit in Praktiken herstellt, habe ich in den Interviews durch einen Fragenkatalog hinsichtlich verschiedener Praktiken und Erfahrungen operationalisiert. Insgesamt wurden sechzehn Interviews mit siebzehn Befragten durchgeführt. Als Interviewform bietet sich dafür das zwischen der völlig offenen Form des narrativen Interviews und der festgelegten Fragenabfolge des standardisierten Interviews liegende teilstandardisierte Interview an (vgl. Hopf 2007: 355). Denn dieses erlaubt es, Fragen zu stellen, ohne rigide an den Frageleitfaden gebunden zu sein, nachzufragen und flexibel Fragen anzupassen, und zwar entsprechend meiner oder der fallspezifischen Priorisierung bestimmter Inhalte.¹³ Standardisierte Leitfrageninterviews wären zu unflexibel, um adäquat auf die individuellen Situationen einzugehen bzw. erfordert es die Vorgehensweise der Grounded Theory, auch Anpassungen in der Gesprächsführung vornehmen zu können. Es wurden daher teilstrukturierte bzw. problemzentrierte Interviews (vgl. Mayring 2016: 66f.; Witzel 1985) durchgeführt, die auf die Generierung einer gegenstandsbezogenen Theorie abzielten. Die Fragen wurden problemzentriert, aber auch möglichst erzählgenerierend und offen gestellt.

13 Zu dem Zeitpunkt als ich mit Einzelfallanalysen begann, waren die Interviews bereits alle durchgeführt. Erst zu diesem Zeitpunkt wären narrative Interviews in Betracht gezogen worden, um die Fälle mehr in ihrer Tiefe zu analysieren. Zuvor erschienen sie mir zu offen für mein Erkenntnisinteresse.

3.2.1 Auswahl des Samples

Die Auswahl meiner Interviewpartner_innen traf ich hinsichtlich ihrer Relevanz für mein Forschungsinteresse (theoretisches Sampling, vgl. Glaser/Strauss 1998: 53–55). Das heißt, »[d]ieser Prozess der Datenerhebung wird durch die im Entstehen begriffene – materiale oder formale – Theorie *kontrolliert*« (Glaser/Strauss 1998: 53, Herv. i. O.). Ich nahm zunächst an, dass Praktiken von Un_Bestimmtheit bei Subjekten zu finden sind, die aufgrund von sexuellen, geschlechtlichen oder körperlichen Abweichungen nicht in diesbezügliche hegemoniale Normen passen. Aus dem frühen Material ließ sich herauslesen, dass sich einerseits sozio-ontologische Un_Bestimmtheit in den Praktiken in queeren Räumen nicht nur auf identitäre oder geschlechtliche VerUneindeutigung reduzieren lässt, sondern unterschiedlich in Erscheinung treten kann: als Prekäres im Alltag (vgl. Lorey 2012; Kapitel 2.1). Die Fokussierung auf Praktiken von Subjekten mit einem spezifischen Prekärsein aufgrund von solcher Nichtpassungen sowie einem von Prekarität geprägten Alltag, zeigte nicht nur, dass Handlungsfähigkeit im Zusammenhang mit subjektiven und kollektiven Praktiken entsprechend verschiedene Dimensionen aufweist, sondern auch, dass sich die betrachtete Un_Bestimmtheit als sozio-ontologische Un_Bestimmtheit fassen lässt. Mit dieser im Laufe der Forschung zunehmenden Spezifizierung von Un_Bestimmtheit suchte ich schließlich Praktiken, die in den betrachteten queeren Räumen mit einem spezifischen Prekärsein sowie mit Prekarität, d.h. besonders prekären Lebensverhältnissen umgehen. Dabei ließ ich mich vom Prinzip der größtmöglichen Variation bezüglich vermuteter identitärer, sexueller, geschlechtlicher, rassifizierter und körperlicher Normabweichungen sowie sozialer Hintergründe leiten, um möglichst verschiedene Praktiken von Un_Bestimmtheit im Sample zu versammeln. Da die Forschungsfrage nach Handlungsfähigkeit in Praktiken von Un_Bestimmtheit in queeren Räumen fragt, diente mir als weiteres Kriterium für die Auswahl das Aufhalten der potenziell Befragten in Räumen, die sich selbst als queer labeln oder die häufig von queeren Menschen frequentiert werden.

Die sozio-ontologische Un_Bestimmtheit dieser Praktiken lässt sich schließlich mit Loreys drei Dimensionen des Prekären in vier Merkmalen konkretisieren (vgl. Lorey 2012). Meist wirken mehrere Merkmale zugleich und bedingen sich gegenseitig. Ich setzte das Sample abschließend aus Subjekten zusammen, deren Praktiken mit diesen vier Merkmalen umgehen, d.h. insgesamt dienten mir die folgenden vier Merkmale zur finalen Auswahl meines Samples. **Erstens** stehen Praktiken im Fokus, die hervorgehen aus Instabilitäten und Fluiditäten von sexuellem Begehren und der Geschlechtsdarstellung und -identität; ein Auseinanderdriften von Geschlechtsidentität und dem bei der Geburt zugewiesenem Geschlecht sowie Lebensentwürfe jenseits heteronormativer, monogamer Zweier(langzeit)beziehungen. **Zweitens** sind Praktiken von Subjekten von Interesse, die der *weißen*, deutschen Norm auf unterschiedlicher Weise nicht entsprechen. Zehn der siebzehn Befragten positionieren sich selbst als People of Color, Schwarz oder geben an, in Deutschland so wahrgenommen zu werden. **Drittens** kann häufig ein Standortwechsel des Lebensmittelpunktes wie der Zuzug nach Berlin oder auch das Migrieren aus anderen Ländern in der Vergangenheit der Befragten angeführt werden. Von den siebzehn Befragten sind elf selbst oder mindestens ein Elternteil nach Deutschland eingewandert. **Viertens** arbeiten die Befragten sehr häufig in temporären,

(sehr) schlecht bezahlten¹⁴ oder keinen Beschäftigungsverhältnissen, was auf sechzehn der siebzehn Befragten zutrifft. Praktiken der Un_Bestimmtheit reagieren auf all das und verweisen folglich auf ein besonderes Prekärsein, das teilweise nicht von einer spezifischen Prekarität zu trennen ist. Für manche Subjekte in queeren Räumen spielt Un_Bestimmtheit daher auf verschiedenen Ebenen eine sehr wichtige Rolle. Dies lässt sich beispielsweise an dem Versuch der Produktion von Sicherheit in queeren Räumen oder auch an ausgeprägter Netzwerkarbeit ablesen. Hierzu komme ich später.

Für die Anonymisierung veränderte ich die Namen der genannten Personen. Die Namen sind zum Großteil von mir gewählt, einige wenige sind von den Befragten selbst gewählt. Die Namen lehnte ich an den echten Namen an, verfremdete sie jedoch so stark, dass nicht auf die echten Namen geschlossen werden kann. Handelt es sich um Namen, die in bestimmten Kulturkreisen häufig anzutreffen sind, wählte ich einen ähnlichen Namen für eine andere Person im Sample oder handelte es sich um einen selbstkreierten Namen, so spiegelt sich dies in den vergebenen Namen im Sample wider. Mir war es wichtig, durch die Wahl der Namen insgesamt auch die Art der Namen des Samples abzubilden, ohne dabei mögliche Rückschlüsse zuzulassen. Ich erziele mit dieser Namensgebung ein Bild, das den alltäglichen Benennungspraktiken¹⁵ in queeren Räumen nahekommt. Dieses Gesamtbild kann nicht völlig wiedergegeben werden, da viele Befragte sich ihre Namen selbst ausdenken und es sich nicht selten um sehr individuelle Namen handelt. Folglich ging bei meiner Namensgebung einiges verloren (z.B. werden Wortspiele – häufig erzeugt durch Vor- und Zunamen, wie etwa bei Esto Steron – auf Grund der Anonymisierung nicht wiedergegeben).

Im Folgenden findet sich eine Tabelle mit meiner Sampleübersicht. Auffällig ist bei der Betrachtung der Tabelle der relativ hohe Bildungsgrad unter den Befragten. Dies verwundert jedoch nicht, wenn berücksichtigt wird, dass der Bildungsgrad unter LSBTQI*-Menschen in Deutschland durchschnittlich besser ist als von heterosexuellen Menschen, wie eine aktuelle Studie des DIW belegt (vgl. de Vries u.a. 2020).¹⁶ Um eine möglichst hohe Variation im Sample zu erzielen, hatte ich u.a. auch gezielt nach unstudierte Menschen gesucht, dies zeigte sich jedoch kaum ergiebig. Allerdings ließen sich Menschen mit unterschiedlichen Bildungshintergründen der Eltern finden (gemessen daran, ob mindestens ein Elternteil studiert hat). Einige der Befragten weisen zudem lediglich geringe oder keine familiäre Bindung oder finanzielle Unterstützung durch die Familie auf, was jedoch nicht in der Tabelle abgebildet wurde, da hierzu nur punktuell Informationen vorliegen. Auffällig ist auch, dass die Befragten sich alle im Alter von 24 bis 42 Jahren befinden. Es ließ sich keine größere Variation des Alters erreichen, was das durchschnittliche Alter in den betrachteten Räumen widerspiegelt.

14 Die Person mit den höchsten zur Verfügung stehenden Mitteln im Sample hat monatlich nur 1250 Euro zur Verfügung. Laut WSI (Datenbasis Mikrozensus) lag 2019 die Armutsgrenze in Deutschland bei 1074 Euro für einen Einpersonenhaushalt. Die Befragten liegen zum Großteil unterhalb dieser Grenze (vgl. WSI 2021).

15 Schuster arbeitet die Benennungspraktiken insbesondere für Bühnennamen heraus (2010: 207ff.).

16 Die Studie zeigt auch, dass LSBTQI*-Menschen diskriminiert werden, denn 30 Prozent geben an, im Arbeitsleben diskriminiert zu werden und ein Drittel ist vor Kolleg_innen nicht geoutet oder spricht nicht über die sexuelle Orientierung (vgl. de Vries/Fischer u.a. 2020).

Nr.	Name	Alter	Geschl.-identitäre Selbstbezeichnung	Sexuelle Selbstbezeichnung	rassifizierte Selbstbezeichnung	eingewandert aus...	Beruf, Tätigkeit	Höchster Bildungsabschluss	Frei zur Verfügung stehende monatl. Mittel in Euro	Höchster Bildungsabschluss der Eltern	weitere Merkmale aufgrund derer Diskriminierung erfahren wird
Interview Sample – Persönliche Angaben (anonymisiert, Selbstbezeichnungen)											
1	Lu	33	cis Frau	pansexuell	weiß	-	selbstständig	Diplom	800	beide Universität	chronische Krankheit; schwere sichtbare Behinderung
2	Red	32	genderqueer/ Frau/trans	lesbisch	weiß	-	angestellt	Diplom	k.A.	beide Universität	Narben, junges Aussehen
	Gigi	30	Frau/Femme	queer/lesbisch	weiß	Schweiz	in Berufsausbildung	Abitur	k.A.	k.A.	-
3	Lila	30	trans Frau	uneindeutig	weiß	-	Selbstständig, mit Personalverantwortung	Diplom	1000	beide Hauptschule	-
4	Esra	30	cis Frau	pansexuell/lesbisch	PoC	Türkei	studierend, angestellte Nebentätigkeit	BA	k.A.	Vater: BA (Berufsverbot in Türkei) Mutter: Berufsausbildung	-

Nr.	Name	Alter	Geschl- identitäre Selbst- bezeichnung	Sexuelle Selbst- bezeichnung	rassifizierte Selbst- bezeichnung	eingewandert aus...	Beruf, Tätigkeit	Höchster Bildungs- abschluss	Frei zur Verfügung stehende monatl. Mittel in Euro	Höchster Bildungs- abschluss der Eltern	weitere Merkmale aufgrund derer Diskriminierung erfahren wird
5	Joshy	38	trans Mann	schwul	weiß	Großbritannien	selbstständig	Diplom	800	Vater: Hauptschule; Mutter: Berufsaus- bildung	-
6	Kenny	27	trans Mann	schwul	weiß	-	Schüler, zweiter Bildungsweg Abitur	Mittlere Reife	645	Vater: Abitur; Mutter: Mittlere Reife	chronische Krankheit
7	Ebru	28	cis Frau	pansexuell	weiß in Türkei, PoC in Deutschland	Türkei	selbstständig und angestellte Nebentätigkeit	MA	600	beide Universität	Psychiatrie- erfahrung
8	Susi	28	cis Frau	heterosexuell	Koreanerin/ Schwedin; als PoC/ asiatisch wahrg.	Frankreich	in Berufsausbildung	Abitur	900	Vater: Berufsschule; Mutter: Highschool	-
9	Saskia	27	cis Frau	pansexuell	weiß	-	angestellt	Diplom	450	Vater: Abitur; Mutter: Universität	langjährige Pflegeverantwortung
10	Ada	42	cis Frau	pansexuell/ lesbisch	weiß/wird als PoC wahrgenommen	Portugal	selbstständig	MA	670	Beide Hauptschule	-

Nr.	Name	Alter	Geschl.- identitäre Selbst- bezeichnung	Sexuelle Selbst- bezeichnung	rassifizierte Selbstbe- zeichnung	eingewan- dert aus...	Beruf Tätigkeit	Höchster Bildungs- abschluss	Frei zur Verfügung stehende monatl. Mittel in Euro	Höchster Bildungs- abschluss der Eltern	weitere Merkmale aufgrund derer Diskriminierung erfahren wird
11	Horacio	28	cis Mann	schwul	mixed- latino	Uruguay	studierend, Nebentätigkeit	BA	750	Vater: promoviert Mutter: Abitur	-
12	Jong	27	cis Mann	schwul, queer	asiatisch	Korea	selbstständig und angestellte Nebentätigkeit	Abitur; Universität abgebrochen	1200	Vater: Grundschule; Mutter: Abitur	-
13	Nia	25	trans Frau	bisexuell	mexican	-	studierend	BA	300	beide Universität	kein Passing als Frau
14	Cat	24	cis Frau	queer	Black/ Afro- american	USA	arbeitssuchend	MA	1250	beide Universität	-
15	Beatriz	33	cis Frau	all genders, poly	Black	Brasilien	selbstständig und angestellte Nebentätigkeit	Highschool, in Deutschl. nicht anerkannte Berufsausbildung	700	Vater: Highschool; Mutter: Grundschule	chronische Krankheit
16	Karl	34	trans Mann	queer	PoC	-	arbeitssuchend	Diplom	680	beide Universität	chronische Krankheiten; junges Aussehen

3.2.2 Interviewdurchführung

Die Interviewführung wurde durch einen Leitfaden unterstützt. Im Laufe der Untersuchung wurde dieser Leitfaden entlang veränderter Hypothesen leicht angepasst, er wurde aber im Allgemeinen beibehalten. Insgesamt lässt sich der Leitfaden in drei Themenblöcke gliedern: Verständnis und Wahrnehmung von queeren Räumen, Praktiken im Umgang mit Reibungserfahrungen in und außerhalb queerer Räume und erfahrene Bestärkung. Um die Frage nach Handlungsfähigkeit in Praktiken von Un_Bestimmtheit zu beantworten, lag der Fokus der Fragen auf Erfahrungen in queeren Räumen allgemein, auf erlebter Reibung und Diskriminierung in und außerhalb queerer Räume und auf Umgangsweisen der Subjekte damit. Zudem wurde auch stets erfasst, was die Befragten unter ›queer‹ verstehen und was ihr Bezug zu queeren Räumen ist. In einigen Interviews erfragte ich, was mit dem Begriff der Unbestimmtheit verbunden wird (der Begriff der Praktiken von Un_Bestimmtheit entwickelte sich erst im Laufe der Analyse). Später fragte ich zudem nach auftretenden Verunsicherungen im Alltag (z.B.: »Wann fühlst du dich unsicher?«, später: »Was verunsichert dich im Alltag?«) sowie vereinzelt nach Praktiken, die mit der Herstellung oder dem Versuch der Herstellung von Sicherheit zu tun haben (z.B.: »Was tust du, um dich sicherer zu fühlen?«). Hierbei überließ ich den Interviewten selbst, den Begriff ›unsicher‹ für sich zu füllen. Dennoch geben diese Fragen bereits eine bestimmte Stoßrichtung vor, da sie Unsicherheit teilweise als etwas bewerten, gegen das es Strategien braucht. Dementsprechend erhielt ich Antworten bezogen auf Unsicherheit des Aufenthalts, in der finanziellen Situation, beim Dating oder aufgrund der Gefahr von Diskriminierung – Situationen, die negativ behaftet erscheinen. Die offener gestellte Frage danach, was unter ›Unbestimmtheit‹ verstanden wird, rief dagegen auch für die Interviewten positiv besetzte Assoziationen hervor, wie z.B. sich nicht identitär festlegen zu wollen oder in polyamoren Kontexten zu leben. An dieser Gegenüberstellung zeigt sich deutlich die Wertigkeit, die durch die Art der Frageformulierung das Antwortverhalten beeinflusst. Um der These nachzugehen, dass Affekte Praktiken verbinden, wurden auch Gefühle und subjektives Empfinden auf queeren Veranstaltungen und Bühnenshows thematisiert. Beispielsweise fragte ich nach Gefühlen in bestimmten Situationen oder auch nach Situationen, in welchen sich die interviewte Person stark oder selbstbewusst gefühlt hat. Wenn sich im Interview ein gewisses Vertrauensverhältnis einstellte, forderte ich die Interviewten auf, von als unangenehm oder beleidigend empfundenen Situationen zu berichten. Besonders das Erfragen von Reibungen, worunter auch erfahrene Diskriminierungen gehören, erfordert eine flexible und sensible Gestaltung der Interviews. Vom Leitfaden wurde, neben Nachfragen, auch abgewichen, wenn dies die Gesprächsdynamik verlangte und um empathisch auf die spezifischen Erfahrungen der Befragten einzugehen.

Die Ortswahl für die Interviews habe ich möglichst den Interviewten überlassen und hierbei die Optionen gegeben, sich bei ihnen zuhause oder in einem Café mit ruhiger Atmosphäre zu treffen. Der Großteil der Interviews hat daher in verschiedenen, von den Interviewten ausgewählten Cafés stattgefunden. Die Interviews führte ich – je nach Wunsch der Interviewten – in Deutsch oder Englisch. Für die Interviewauswertung

wurden die ersten zehn Interviews ganz transkribiert und die letzten sechs schließlich nur noch teilweise entlang von forschungsrelevanten Informationen, was sich als ökonomisch erwies. Dennoch führte ich über die Auslassungen Protokoll, so dass ich gegebenenfalls zu einem späteren Zeitpunkt problemzentriert nachhören könnte. Ich erstellte Fallzusammenfassungen und codierte die Interviews in mehrmaligen, verschiedenen Phasen, verglich die Fälle und generierte Kategorien.

3.2.3 Vergleichende Interviewauswertung

Um möglichst ergebnisoffen zu sein, begann ich im Sinne der Grounded Theory mit offenem Codieren, d.h. ich begann mit assoziativen Codes oder nutzte wiederkehrende Begriffe aus dem Material (vgl. Strauss/Corbin 1996: 43ff.). Daran schlossen sich mehrmalige Phasen des axialen und selektiven Codierens an, um schließlich analytische Metastrukturen zu entwickeln. Da es immer auch zu Verwerfungen von Annahmen und Thesen bereits beim Codieren kam, wechselte ich durchaus auch zwischenzeitlich wieder zurück zum offenen Codieren. Konkret bedeutet das, dass ich zunächst das Material mit Codes versehen habe, die sich aus dem Material ergaben. Solche Codes wurden teilweise wieder verworfen, aber auch konkretisiert, verallgemeinert oder gebündelt. So entstandene Kategorien dienten später als Analyseschema, um verschiedene Fälle und Beobachtungen zu vergleichen und Unterschiede sowie Gemeinsamkeiten ausfindig zu machen. Beispielsweise differenzierte sich der Code ›Unbestimmtheit‹ weiter aus in ›identitäre/geschlechtliche Unbestimmtheit‹, ›Prekarität‹, ›Unsicherheit‹, ›Ambivalenz‹ und ›Wertschätzung von fehlender Definition‹. Der letzte Code ging in ein neu entstandenes Codebündel ein: ›Praktiken der Wertschätzung‹, was schließlich zu einer Hauptkategorie wurde, mit der ich im Material auftretende Fälle, Situationen und Erzählungen verglich (siehe hierzu 6.3.2). Aufgrund der Produktion von sehr viel Material musste einiges an Materialauswertungen selektiert werden (siehe hierzu Breidenstein u.a. 2013: 123f.). Für die Auswahl des Materials, das letztendlich einging, ließ ich mich von folgenden Fragen lenken: Welche Praktiken entwickeln Subjekte, um mit sozio-ontologischer Unbestimmtheit umzugehen oder um sie zu nutzen? Welche kollektiven Praktiken lassen sich finden, die mit sozio-ontologischer Unbestimmtheit umgehen? Wie entsteht hierbei Handlungsfähigkeit (mit transformativem Potenzial)? Welche Rolle spielen Affekte und Gefühle? Welche Rolle spielt Identität? Im Laufe des Forschungsprozesses wurden diese Fragen entsprechend den Analyseebenen angepasst.

Für die Auswertung war es mir wichtig, meine eigenen Annahmen zu hinterfragen, zu verändern und die Perspektive des Gegenübers einzunehmen. Auch ist es vorgekommen, dass Informationen, die ich vor einem Interview über meine Arbeit gab, die Antwort einer Befragten beeinflussten.¹⁷ Um neue Erkenntnisse zu erzielen, ist es zudem wichtig ›alte‹ Überzeugungen zu hinterfragen, und eventuell ›neue‹ tragfähigere Überzeugungen bilden zu können. Jede_r Forscher_in ist stets in Deutungsmustern gefangen und ihr_sein Denken vorstrukturiert (vgl. Soeffner 2004: 25). Gezielt habe ich versucht, eigene Momente der Irritation für meine Interpretation des Materials zu nutzen, was

17 Siehe exemplarisch meine Reflexion zum Interview mit Esra in 4.1.3.

ich in dieser Arbeit textlich einarbeitete. Diese Sichtbarmachung will meinen Diffraktionsprozess aufzeigen (vgl. 3.1). Darüber hinaus stellte ich meine Annahmen in verschiedenen aktivistischen und wissenschaftlichen Kontexten vor und diskutierte die Ergebnisse in unterschiedlichen Netzwerken, d.h. ich habe meine Interpretationen auch zurück ins Feld gespeist bzw. sie dort zur Disposition gestellt. Aufgrund meiner eigenen Involviertheit im Feld gehe ich von geteilten Sinnhorizonten aus. So war es mir möglich, meine eigenen Erfahrungen im Feld zur Interpretation des Materials heranzuziehen. Während ein unbekanntes Feld für die den Forscher_in eine Fokussierung auf das Nachvollziehen der Sinnhorizonte der Befragten erfordert, zeigte sich mir als involvierte Person die Abstraktion vom Feld als schwieriger. Während der Interviews habe ich zwar gezielt versucht, eine möglichst unwissende Position einzunehmen und wiederholt nach den Interpretationen, Vorstellungen und Begriffsverständnissen der interviewten Personen gefragt. Doch besonders die oftmals vertraute Atmosphäre in meinen Interviews zeigte mir nicht nur die Schwierigkeit dieses Unterfangens, sondern auch das Spezifikum des Verhältnisses zwischen mir und dem Feld bzw. den Befragten. Ich hatte bereits scene-interne Normen und Werte verinnerlicht, so dass die Interviews im scene-typischen Vokabular verliefen. Daher fragte ich gezielt bestimmte Begriffe wie das genutzte Queerverständnis ab, oder ließ scene-spezifische Begriffe explizieren. Insbesondere wurde mir bewusst, wie sehr ich im feld-spezifischen Vokabular denke, als ich Material und meine Interpretationen in Forschungszusammenhängen besprach, die feldfern positioniert waren. Auch solche Diskussionen wurden zur Ressource.

3.2.4 Einzelfallanalysen

Im Laufe der Analyse des Interviewmaterials zeigte sich, dass die Betrachtung von Einzelfällen Rückschlüsse für die Frage nach Handlungsfähigkeit ermöglichen. Während der Interviewvergleich einen guten Eindruck von Gemeinsamkeiten und Unterschieden der betrachteten Praktiken ergab, erlaubte die Vorgehensweise des beschriebenen Codings im Sinne der Grounded Theory jedoch nicht, einzelne Subjekte hinsichtlich ihrer biografischen Erfahrungen näher zu betrachten. Nachdem ich im Material Hinweise auf die Form der gefühlten Handlungsfähigkeit gefunden hatte, begann ich, zur vergleichenden Analyse die Einzelfallanalyse ausgewählter Fälle hinzuzuziehen, insbesondere um biografische Elemente und die Lebenssituation in die Analyse einfließen zu lassen, um in die Tiefe zu gehen. Für ein besseres Verständnis der subjektiven Praktiken (vgl. 4), ihrer Funktionsweise und Bedeutung für die Subjekte war es nötig, ihr Selbstverständnis und ihren sozialen Hintergrund einzubeziehen. Dafür ist die Einzelfallanalyse sehr hilfreich, denn sie gibt die Möglichkeit, die »Ganzheit der Person und de[n] historische[n], lebensgeschichtliche[n] Hintergrund« zu betrachten (Mayring 2016: 42). Insbesondere da die Einzelfallanalyse Hilfestellung auf der Suche nach Einflussfaktoren und der Interpretation von Zusammenhängen bietet und möglichst die Komplexität eines einzelnen Falles erfasst, erlaubt sie tiefgehende Ergebnisse (vgl. Mayring 2016: 42).

Die Fragestellungen an die Einzelfallanalysen haben sich am Erkenntnisinteresse, d.h. an der Suche nach Handlungsfähigkeit in Praktiken, an der Rolle von Identität für Handlungsfähigkeit (These 1) und an der Rolle von Affekten (These 2) orientiert, so dass ich zunächst nach Hinweisen der Selbst- und Fremdpositionierung bzw. Wahrnehmung

des Selbst, nach Motiven der gefundenen Praktiken und nach Gefühlen im Zusammenhang mit den Praktiken suchte. Nachdem ich Hinweise hinsichtlich der Situativität von Handlungsfähigkeit fand, bezog ich die Lebenssituation sowie kontextuelle Einflussfaktoren in die Analyse ein. Die Einzelfallanalyse ermöglichte es mir, gewonnene Informationen beispielsweise vor dem sozialen, geschlechtlichen und sexuellen Hintergrund der Subjekte zu lesen. Zweckdienlich für die Einzelfallanalysen war, dass ich bereits zuvor Kurzbeschreibungen aller Fälle angefertigt hatte, die zentrale Merkmale der Personen darstellten und wichtige Themen der Interviews komprimierten. Ich vollzog Fallanalysen, die sich mir als auffällig typisch für das Feld beispielsweise im Umgang mit Reibung in und außerhalb queerer Räume zeigten oder mich besonders irritierten. Schließlich wurden auch Fälle näher betrachtet, die beispielsweise von Ausschlusserfahrungen innerhalb queerer Räume berichteten und folglich als Extremfälle gelten können, d.h. Fälle, die sich aufgrund ihrer Praktiken und/oder Subjektpositionen von anderen Fällen deutlich unterscheiden (ebd.). Die Darstellung der subjektiven Praktiken im 4. Kapitel basiert auf den durchgeführten Einzelfallanalysen, jedoch sind einzelne Analysen auch in die anderen empirischen Kapitel (5 und 6) eingeflossen.

3.3 Untersuchung von Affekten

Wichtige Aspekte, die hier betrachtet werden, sind Affekte und Gefühle (vgl. 2.6), deren Erforschung als nicht ganz unproblematisch gelten kann, wenn sie als nur schwer empirisch beobachtbar verstanden werden. Die vorliegende Arbeit behandelt die Beschreibungen von Gefühlen, Affekten und Atmosphären der Befragten sowie die Wahrnehmungen meiner eigenen Gefühle im Feld wie andere Daten, die im Feld generiert wurden.

Einerseits wurde in der vorliegenden Forschung die Manifestation von Affekten in Gefühlen durch die Befragung der Subjekte erhoben. Dies geschah direkt und indirekt, denn es wurde gezielt nach dem Empfinden und Fühlen gefragt, aber es wurde auch das gesamte Interviewmaterial nach Gefühlen codiert und verglichen. Beispielsweise entwickelten sich die Codes ›Zuhausesein‹ oder auch ›Sichwohlfühlen‹ zu einer wichtigen Kategorie. Zwar lässt sich sicherlich über die Vergleichbarkeit von subjektivem Empfinden streiten, dennoch ließ sich durch den Vergleich von Gefühlen auf szene-interne Normen und Erwartungen an queere Räume schließen. Es hat sich gezeigt, dass der Vergleich von Beschreibungen von Gefühlen in Verbindung mit Praktiken in queeren Räumen Schlüsse bezüglich der Funktionsweise dieser Praktiken zulässt, insbesondere wenn beispielsweise durch Praktiken eine Atmosphäre entsteht, die aufgrund einer spezifischen Gefühlsproduktion handlungsleitend wird (vgl. 6).

Andererseits wurden Gefühle auch durch die teilnehmende Beobachtung erfasst, d.h. durch die Explizierung und das Protokollieren meiner eigenen Gefühle und Wahrnehmung von Affekten und Atmosphären. Beschreibungen von atmosphärischen Situationen, affektiven Begegnungen wie auch meine Wahrnehmung von Atmosphären und Gefühlen waren Teil meiner Beobachtungsprotokolle und gingen folglich in meine Analyse ein. Auch nutzte ich eigene Gefühle (z. B. Irritation, Wut, Verbundenheit) für die Interpretation von Material produktiv, indem ich nach Differenzen fragte. Keine gene-

ralisierbaren Aussagen wurden darüber getroffen, jedoch konnten die entsprechenden Situationen und Räume so besser beschrieben und verstanden werden. Es hat sich gezeigt, dass mit dem Einbezug von Affekten und Gefühlen Erkenntnisse gewonnen werden können, die unumgänglich sind, um eine Situation und Auswirkung ebenjener nachzuvollziehen.

Dieser Einbezug von Gefühlen und Affekten erfordert die Fokussierung auf die Subjekte und deren Empfindungen, wobei die subjektive Eingeflochtenheit der Subjekte, wie auch meine, in Macht- und Herrschaftsverhältnisse nicht zu vergessen ist. Woher kommen bestimmte Gefühle, habe nur ich sie, werden sie geteilt oder werden Atmosphären abhängig von Subjektpositionen unterschiedlich empfunden? Damit schließe ich mich Jack Halberstam an, der ebenso die Fokussierung auf die Subjekte fordert, hierbei aber die Annahme hinterfragt, »that social change can come about through adjustments to the self, through a focus on interiority without a concomitant attention to the social, political, and economic relations« (Halberstam 2005: 224, zit.n. Koivunen 2010: 55). Letztendlich geht es daher gerade nicht darum, sich allein auf das Innenleben der Subjekte zu fokussieren, sondern vielmehr Gefühle stets mit sozialer Bedingtheit zusammenzudenken. Affekte und Gefühle durchkreuzen hierbei den Dualismus von Individuum und Gesellschaft (vgl. 2.6) und können als weitere Dimension verstanden werden, die Aufschluss über die Fragestellung nach Handlungsfähigkeit bietet. Mit dem Einbezug von Affekten und Gefühlen soll weder das Subjekt erneut als ein souveränes in die Debatten eingeführt noch die soziale und kulturelle Verwobenheit des Subjekts negiert werden. Vielmehr geht es darum, affektive Machtdynamiken in die analytischen Betrachtungen einzubeziehen und diese aber zugleich nicht als »a politics of true feelings« zu verstehen (Berlant 1999: 58).¹⁸ Mir war es daher wichtig, Gefühlswahrnehmungen weder hierarchisch zu denken noch mich auf die Analyse von nur positiven oder nur negativen Gefühlen zu fokussieren.

In medialen Narrativen werden marginalisierte Subjekte oftmals leidend, traumatisiert beschrieben und folglich viktimisiert.¹⁹ Diese Arbeit rückt die Subjekte und ihre alltägliche Lebenswelt in den Blick, um die hier entstehenden Praktiken sowie deren konstruktive Prozesse der Erzeugung von Realität auch innerhalb affektiver Machtmodulationen zu begreifen und transformative Potenziale zu erkennen. Mein Blick richtete sich daher auch auf verschiedene Gefühlslagen der Subjekte und die Frage danach, wann und warum sie sich gut fühlen. Eine Frage, die ich fast allen Interviewten – vor allem als Abschlussfrage – gestellt habe, war: »Wann fühlst du dich stark?«. Nicht das Leiden steht damit im Mittelpunkt, sondern zielt diese Frage darauf ab, zu erfahren, in welchen Dynamiken Handlungsfähigkeit trotz nicht-intelligibler Positionen entsteht. Diese Frage

18 Lauren Berlant kritisiert, Politiken alleine in spezifischen Gefühlen (wie z.B. Scham) verankern zu wollen, wenn darin Potenzial zur Produktion von Kollektivität gesehen wird. Sie kritisiert die Idee, Gefühlen explizite Werte zu geben. Denn eine Politik, die ein geteiltes Gefühl zur Ausgangsbasis nimmt, führt letztendlich zur Forderung der Anpassung an vorherrschende Normen.

19 Insbesondere stellt Ahmed heraus, dass das Andere oder das Fremde (z.B. Migrant_innen, Queers) mit Verlust, Verletzung oder sogar mit Tod assoziiert werden, was Gefühle einer Bedrohung durch diese Anderen hervorrufen kann (vgl. Ahmed 2004: 12). Ahmed analysiert solche Gefühlsskripte und fragt danach, wie durch solche Abwertungen hegemoniale Vorstellungen dieser Anderen und zugleich positive Gefühle zu Familie und Nation produziert werden (vgl. Ahmed 2004).

sollte darüber hinaus auch den Effekt haben, dass sich Befragte nach dem Interview wo möglich bestärkt fühlen, da sie zuletzt über bestärkende Momente gesprochen haben.

3.4 Forschungsethische Fragen

In Intraaktion mit dem Feld zu stehen, bedeutet auch, Verantwortung zu übernehmen. Nachdem ich in den vorangegangenen Teilkapiteln meine methodische Vorgehensweise dargelegt habe, komme ich nun zu aufgetretenen Herausforderungen, die sich als forschungsethische Fragen zusammenfassen lassen. Die Vorgehensweise meiner Diffraktionsbewegung zwischen Analyse und Feld wählte ich nicht nur aufgrund des vorliegenden Objektivitätsverständnisses, sie ergab sich auch vor dem Hintergrund einer forschungsethischen Frage, die sich für mich während meiner Forschung gestellt hat: die Frage nach der Schadensvermeidung bzw. die Frage nach einer Definition von Schaden aus der Perspektive der Feldteilnehmenden (vgl. Unger 2014: 28ff.). Ein solcher Schaden kann in einer möglichen Ausbeutung des Feldes durch Studien und der Exotisierung und Viktimisierung marginalisierter Lebensweisen gesehen werden. Die Vorstellung, im Feld Daten zu erheben, zu selektieren, zu konzeptionalisieren und schließlich zur Förderung meiner wissenschaftlichen Karriere zu verwerten, hat einen fahlen Beigeschmack. Daher war es mir wichtig, diese Beziehung nicht eindimensional zu fassen. Im Verhältnis von Forschung und Feld ist ein Machtverhältnis eingeschrieben, das Gefahr läuft, diese Ungleichheit zu reproduzieren. Zudem ist zu berücksichtigen, dass im Feld durchaus Gegenstandspunkte hinsichtlich der Ausbeutung von Wissenschaft vertreten werden, da die wissenschaftliche Deutungshoheit insbesondere über Normalität und Abweichung schwer anfechtbar erscheint (vgl. Bauer 2017). Hierbei möchte ich auf die Kritik der trans* Aktivistin Riki Anne Wilchins (1997) verweisen: Theoretiker_innen »have traveled through our lives and problems like tourists on a junket. Picnicking on our identities like flies at a free lunch, they have selected the tastiest tidbits with which to illustrate a theory or push a book.« (Wilchins 1997: 22) Wilchins kritisiert besonders eine Positionierung des_der Forscher_in als eine äußerliche oder besuchende, die der einer Tourist_in ähnelt. Problematisch ist vor allem, wenn vereinzelte Aspekte der Lebensweisen herausgegriffen werden und deren Analyse zu stereotypen oder klischeehaften Bildern zusammenlaufen. Hier zeigt sich, dass die Wahrnehmung von Schaden der Forschenden und der Teilnehmenden des Feldes durchaus differieren kann (vgl. Unger 2014: 30).

Obwohl ich Teil dieser queeren Räume als Aktivist_in bereits vor meiner Forschung war, bin auch ich nicht gefeit vor dem Entstehen von stereotypen Bildern und Exotisierungen, was ich als Ausbeutung des Feldes und als Schaden verstehe. Um dem entgegenzuwirken, habe ich während meiner Forschung meinen eigenen Aktivismus kaum geschmälert. Mir war es wichtig, nicht nur Daten im Feld zu generieren, sondern meine ehrenamtliche Arbeit als Gegenleistung zur Verfügung zu stellen. Damit findet explizit kein einseitiger Prozess des Datensammelns statt, sondern es wird den Menschen und den Szenen, die im Fokus stehen, zugleich etwas zurückgegeben. Es findet ein Diffraktionsprozess (vgl. 3.1) statt. Konkret bedeutet dies, dass ich bei Veranstaltungen nicht nur anfallende Bar- und Einlassschichten übernommen habe und bei der Distribution von Veranstaltungsankündigungen half, sondern auch einzelnen Menschen Unterstützung

in persönlichen Angelegenheiten gegeben und vor allem auch ganze Projekte als Teil der organisierenden Gruppe bzw. des Kollektivs initiiert, vorangetrieben und durchgeführt habe. Ich partizipierte nicht nur, sondern trug häufig auch viel Verantwortung. Um diese Verschränkung auch schriftlich nicht zu verschweigen, habe ich mich selbst in der Ich-Perspektive in den Text eingeschrieben. Dies riskiert im Wissenschaftsfeld den Vorwurf der mangelnden Distanz oder der Unwissenschaftlichkeit. Eine solche Kritik übersieht jedoch, dass jede Existenz der forschenden Person im Feld immer auch das Feld beeinflusst und mithervorbringt bzw. auch ich, meine Wahrnehmung, meine Interpretationen etc. durch meine Teilnahme geprägt werden.

Ziel war es nicht, eine Außenperspektive einzunehmen, vielmehr versucht die vorliegende Untersuchung, bestehende Wissensordnungen und Denkweisen zu verstehen und in diese einzugreifen, um Handlungs- und Imaginationenräume zu verändern oder zu öffnen (vgl. Binder u.a. 2013: 13). Dies setzte ich mit der Diskussion von Kritiken aus dem Feld im Wissenschaftskontext sowie der Rückführung von Ergebnissen ins Feld um. So konnten Perspektiven im Feld berücksichtigt und diskutiert werden, die sonst nicht oder nicht zu dieser Zeit gehört worden wären. Meine Studie nutzte ich als intensive Chance für Auseinandersetzungen, die im Alltag der Teilhabenden queerer Räume so nicht immer möglich sind. Der Umgang des Feldes mit solchen Interventionen konnte mir wiederum weitere Rückschlüsse beispielsweise über die bereits vorhandene Sensibilität für bestimmte Themen im Feld geben. Ein solches Vorgehen kann auch als kollaborative Form der Wissensproduktion (vgl. Binder/Hess 2013: 35) verstanden werden, da es zu Diffraktionen zwischen Forschung und Feld kommt. Beispielsweise konnte ich in einer Diskussion über die Zugänglichkeit einer Veranstaltung hilfreiche Hinweise geben, die ich zuvor im Zuge meiner Feldforschung erfahren habe. Zuvor wurde mir von fehlender Sensibilität für Menschen mit *Be_Hinderung* berichtet, was sich äußern kann in fehlenden Sitzmöglichkeiten bei Veranstaltungen oder in schrägen Blicken, wenn nach bestimmt Stühlen (z.B. mit Armlehne) verlangt wird. Dies führte mich letztendlich dazu, eine Veranstaltung zum Thema Ableismus in queeren Räumen durchzuführen, bei der eine Person mit *Be_Hinderung* eingeladen wurde, die über ihre Situation und Umgangsweisen in queeren Räumen mit Barrieren erzählte. Die anschließende Diskussion und die Gespräche erbrachten mir zugleich auch weitere Erkenntnisse zum Thema. Oder auch war es mir möglich, in Vorbereitungstreffen für Aktionen oder Veranstaltungen Perspektiven anschaulich darzustellen oder zu vertreten, die ich aufgrund durchgeführter Interviews gesammelt hatte und die sonst keine Berücksichtigung gefunden hätten.

Neben dieser Form der aktiven Teilnahme zähle ich auch mein Vorgehen im Sinne eines informierten Einverständnisses als eine Strategie der Schadensvermeidung (vgl. Unger 2014: 25ff.). Mit der Information, dass ich im Feld forsche, versuchte ich so offen wie möglich umzugehen. Zwar betonte ich dies nicht jedes Mal, wenn ich an queeren Räumen teilnahm, jedoch ist dies allen bekannt, mit denen ich im Gespräch bis zur Frage »Was machst du?« vorgedrungen war. Dennoch gehe ich davon aus, dass diese Information für viele in Vergessenheit geraten ist, wenn sie mich vor allem im aktivistischen Kontext besser kennengelernt hatten. Daher legte ich vereinzelt Schriftstücke, in denen ich Fallbeispiele tiefgehend porträtierte und die mir fragwürdig hinsichtlich einer ausreichenden Anonymisierung erschienen, den betreffenden Personen vor Veröffentlichung

von Artikeln vor, um gegebenenfalls in Absprache Veränderungen vorzunehmen. Hierbei kam es lediglich zu kleineren Änderungen hinsichtlich der Anonymisierung, jedoch zu keinem ausschlaggebenden Datenverlust. Beispielsweise mussten persönliche Informationen abstrakter dargestellt werden. Nach diesem Fall entschied ich schließlich auch in einem anderen Fall stärker zu anonymisieren, obwohl die Person dies ausdrücklich nicht wünschte, da ich entschied, dass die Person eventuelle Folgen zum Zeitpunkt des Interviews (das während des Prozesses der Transition²⁰ erfolgte) nicht absehen konnte. Die Person wünschte sich zum Beispiel explizit, dass ich ihren Rufnamen verwende. Dennoch entschied ich mich dazu, den Namen zu anonymisieren. Diese Entscheidung fiel mir sehr schwer, da ich mich zunächst nicht über den Willen der befragten Person hinwegsetzen wollte.²¹ In einem anderen Fall diskutierte ich meine Interpretation von Praktiken mit der befragten Person.

Ein solcher Forschungsprozess ist immer auch bedeutungsgenerierend. Eine Frage, die eng damit verbunden ist, schließt sich an die Vorstellung der Bedeutungsproduktion an: Wen nehme ich wie wahr bzw. welche Klassifikationen oder identitären Zuschreibungen verwende ich, um zu beschreiben, wen ich sehe? Wann nehme ich wen als PoC oder Schwarze Person, als Trans* oder als Non-binary wahr und brauche ich diese Identitäten für meine Studie? Diese Begriffe sind in erster Linie Identitäten oder auch sprachlich gefasste Kategorien und damit keine Gegebenheiten oder präsoziale Phänomene, sondern soziale Konstruktionen und werden folglich in andauernden Prozessen der Narration und des Handelns hergestellt (vgl. Hark 2013: 31). Sicherlich sind für die Identitäten BIPOC/Schwarz/weiß Kriterien wie Haut- und Haarfarbe ein nicht zu unterschätzendes Indiz, da anhand dieser Merkmale Diskriminierung erfahren wird. Jedoch kann kaum vom Äußeren auf das identitäre Selbstverständnis einer Person geschlossen werden. Die Anrufung in eine bestimmte Identität ist stets eine Fremdzuweisung, woran bestimmte Zuschreibungen gebunden sind. Es handelt sich nicht nur um Bezeichnungen, sondern sie produzieren soziale Realität, denn identitäre Zuschreibungen werden zu Stereotypisierungen, die stets mit Wertigkeiten einhergehen.²² Durch die wiederholte Anrufung findet ebenso ein wiederholtes Einschreiben von Zuschreibungen statt, die sich performativ reproduzieren (vgl. Butler 1993).

Doch wie können Ungleichheiten analysiert werden, ohne Differenzen wahrzunehmen? Ich gehe davon aus, dass es nötig ist, Differenzen nicht auszublenden, sondern sie anzuerkennen, zu benennen, um soziale Ungleichheiten, die auf Basis von Identitäten fußen, kritisieren und verändern zu können. Jedoch stellt der Bezug auf Identitäten sie zugleich performativ her, so dass sie nicht unreflektiert Verwendung finden sollten. Dieser Problematik begegne ich mit dem Verständnis von Identität als veränderbare und flexible, soziale Konstruktion, um essentialistischen Zuschreibungen und Stereotypisierungen keinen Nährboden zu geben (vgl. 2.2). Die soziale Konstruiertheit von Identitäten bedeutet auch, dass Identitäten nichts Fixes, Eindeutiges oder Stabiles sind, sondern

20 Der Begriff ›Transition‹ umfasst eine Vielzahl von möglichen Veränderungen der Geschlechtsidentität und/oder des bei der Geburt zugewiesenen körperlichen Geschlechts. Siehe hierzu den Glosseintrag.

21 Siehe zu Überlegungen der Anonymisierung auch Unger (2014: 24f.).

22 Dies zeigt David Valentine insbesondere für Transgender auf (2007).

veränderbar (vgl. Alcoff 2006). Vor allem ist es mir wichtig, wissenschaftliche und identitäre Klassifikationen und Begrifflichkeiten kritisch zu betrachten und ihren performativen Charakter zu berücksichtigen.

Im Gegensatz zur soziologisch üblichen Weise der Fallbeschreibung in identitären Kategorien (z.B. Frau, 28 Jahre, *weiß*, heterosexuell), gebe ich diese Informationen nur, wenn sie für das Verständnis der Interpretation nötig sind. Das Fehlen solcher Informationen ruft häufig Irritationen hervor, weil Kategorien unser Denken leiten. Beispielsweise wird im deutschen Kontext von einer *weißen* ausgegangen, solange eine Person nicht explizit als nicht-*weiß* markiert wird. Dies verweist auf die Unsichtbarkeit von *Weißsein* in der deutschen Gesellschaft (vgl. Sow 2008). Das Weglassen von kategorialen Fallbeschreibungen führt unweigerlich zu Irritationen beim Lesen, wenn es sich um unerwartete Identitäten handelt oder aber kann dieses Weglassen zur Bestätigung der Selbstverständlichkeit führen, wenn es sich um erwartete Identitäten handelt. Während im hegemonialen Diskurs Cis-Geschlechtlichkeit oder *Weißsein* erwartet wird, kann dies in queeren Räumen zwar weniger der Fall sein, dennoch zeigten sich auch in den betrachteten Räumen spezifische Ordnungssysteme. Entstehende Irritationen beim Lesen dieser Studie ist von mir intendiert und soll auf unbewusste Vorannahmen aufmerksam machen. Wenn aber die identitären Kategorien maßgeblich wichtig für die Interpretation waren (z.B. um auf rassistische Muster zu verweisen), arbeitete ich mit den Selbstbezeichnungen der Befragten oder stellte heraus, dass die Bezeichnung auf meiner Wahrnehmung basiert. Die Verwendung der Selbstbezeichnung war teilweise nicht ganz einfach, da die Selbstbezeichnungen kontextuell verschieden sind und taktisch unterschiedlich eingesetzt werden.²³ Zur Anwendung kamen hierbei die Identitäten, die im Interview entweder als die maßgeblichen erschienen oder die wichtig sind, um meine Argumentation nachzuvollziehen.

Darüber hinaus möchte ich in diesem Sinne darauf verweisen, dass nicht die von Diskriminierung (wie Rassismus, Heterosexismus etc.) betroffenen Subjekte selbst im Mittelpunkt der Forschung stehen, sondern vielmehr sind die Kämpfe gegen Diskriminierungsmechanismen die Grundlage für die vorliegende Arbeit.²⁴ Demgemäß werden die (Alltags-)Strategien und Praktiken der Subjekte betrachtet. Denn dies verstehe ich als politische und soziale Praxis, die zur Weiterentwicklung kritischer Gender- und Queer-Theorien und zu (queer-)feministischen Bewegungen beitragen kann (vgl. Lorey 2012a: 146f.).

23 Einen taktischen Umgang mit Kategorien und identitären Zuweisungen diskutiere ich in 4.1.3.

24 Damit schließe ich mich Isabell Lorey an, die dies für jegliche feministische Forschung fordert (2012: 38).

3.5 Verschränkung von Feld und Forscher_in

Wie gestaltete sich meine Verschränkung mit dem Feld konkret?²⁵ Im Folgenden steht dieses Anders-Werden im Zentrum, die Diffraktionen, die in dieser Intraaktion auftraten (vgl. Bath u.a. 2013: 7).

Um mich selbst als Teil dieser Forschung und dieser Räume sichtbar zu machen und um dieser Verschränkung auch sprachlich Ausdruck zu geben, schreibe ich mich durch die Ich-Perspektive in den Text ein, was mit mit herkömmlichen Konventionen der Distanzierung (vgl. z.B. Flick 2004: 281ff.) in wissenschaftlichen Qualifikationsschriften bricht. Auch verarbeitete ich beispielsweise eigene Irritationen oder persönlich-biografische Erlebnisse, wenn sich dies dem Erkenntnisgewinn zuträglich zeigte. Diese Entscheidung beruht auf meinem Wissenschaftsverständnis in Anlehnung an feministische Objektivitätskritik und ergibt sich folglich aus meinem theoretischen Zugang (vgl. 1.1). Natürlich mangelte es während meiner Forschung häufig an Distanz zum Forschungsgegenstand. Dies verstehe ich jedoch keinesfalls als Defizit, sondern stellt insbesondere eine Stärke der vorliegenden Forschung dar. Wie post-/dekoloniale Theorien aufgezeigt haben, produziert der scheinbar neutrale wissenschaftliche Blick auf das Andere und Marginale Othring-Prozesse, durch die sich die Norm wie auch die Nicht-Norm konstituieren (vgl. Said 2012; Spivak 2014). Mich selbst im Text sichtbar zu machen, versteht sich als Versuch, solchen Othring-Prozessen weniger Vorschub zu geben. Irritationen, die mit diesem Schreibstil und den Stilbrüchen einhergehen – hervorgerufen durch den Wechsel zwischen der Ich-Perspektive und der unsichtbaren Perspektive der forschenden Person – sind Teil dieses Vorgehens. In meinem Soziologie-Studium erlernte ich das wissenschaftliche Schreiben, jedoch kein Werkzeug, mit ebenjenen Konventionen zu brechen. Folglich musste ich erst einen eigenen Weg finden, mich in den Text einzuschreiben: einen wissenschaftlichen Schreibstil aus der Ich-Perspektive, der wiederkehrende, gewollte Stilbrüche aufweist.

Die Ich-Perspektive wählte ich auch, um textlich kenntlich zu machen, dass ich selbst meine Position nicht als Außenperspektive wahrnehme. Denn vielmehr begreife ich mich aufgrund meines sozialen Hintergrunds noch immer selbst als Teil des Marginalen. Die Wahl dieses Schreibstils ist demnach auch in meiner eigenen Subjektposition zu suchen. Als Tochter eines jugoslawischen Fischzüchters (sog. Gastarbeiter) und einer deutschen Arbeiterin geboren, weise ich nach der gängigen soziologischen Definition²⁶ einen Migrationshintergrund auf, der jedoch auf den ersten Blick nicht sichtbar ist, sich jedoch auf vielfache Weise in meinem Alltag immer wieder bemerkbar macht. Mein Familienhintergrund kann letztendlich als untere Schicht verstanden werden, insbesondere nach der Scheidung der Eltern, als meine Mutter uns zwei Kinder allein großzog. Spezifische Sprache, Codes und Umgangsweisen musste ich mir später im Studium erst aneignen, denn mit meinen verkörperten Gewohnheiten (erlernt am

25 Weitere konkrete Beispiele meiner Involviertheit in die betrachteten Räume finden sich im Abschnitt 5.1.1.

26 Laut statistischem Bundesamt haben Menschen einen Migrationshintergrund, wenn die selbst oder zumindest ein Elternteil nicht die deutsche Staatsbürgerschaft bei Geburt hatten (vgl. Statistisches Bundesamt 2021).

Existenzminimum) kommt es auch heute noch in akademischen Kontexten zu Irritationen. Im katholischen Ländlichen aufgewachsen, verschlug es mich als nicht-binär-geschlechtliche, pansexuelle Person recht bald zunächst in die nächste Großstadt, dann mit Volljährigkeit nach Berlin, wo mir durch die Hilfe von Bafög, Stipendien und (wahl-)familiärer Unterstützung die Promotion ermöglicht wurde. Statistisch gesehen, dürfte ich noch nicht einmal das Abitur geschafft haben. Für das Recht, das Gymnasium besuchen zu dürfen, kämpfte ich sehr lange u.a. auch gegen die Vorbehalte meiner Familie. Noch nie hatte ich das Gefühl, in die akademische Welt zu gehören. Das Gefühl anders zu sein, nicht respektiert oder nicht ernst genommen zu werden, sind Erfahrungen, die sich sehr früh in meinen Körper eingeschrieben haben und die mich noch immer so oft ohnmächtig fühlen lassen. Queere Räume gaben mir die Möglichkeit des Rückzugs, des Durchatmens, verstanden zu werden, ohne sich erklären zu müssen und mich auszuprobieren. Während meiner Promotion vollzog ich einen eigenen Findungsprozess mit und in queeren Räumen. Ich lernte meine Andersheit zu schätzen und wie es ist, dazu zugehören. Aber auch in queeren Räumen ist mir das Gefühl, fehl am Platz zu sein, begegnet, wenn ich den Eindruck bekam, nicht queer genug, nicht lesbisch genug, nicht ›zenig‹ genug oder aber auch zu akademisch zu sein. Solche Eindrücke verweisen aber auch auf die Wirksamkeit von szene-internen Normen in diesen Räumen, was ich an späterer Stelle in dieser Studie aufgreife. Nach Handlungsfähigkeit in Praktiken derjenigen zu suchen, welchen diese abgesprochen wird, stellt vor meinem Hintergrund sicherlich keinen Zufall dar. Darauf, dass die eigene Biografie die Beschäftigung mit einem Thema und theoretische Bezüge beeinflusst, verweist beispielsweise auch Joris Gregor (2021). Gregor argumentiert, dass die Erfahrungen der_des Forscher_in auch den Zugang und die Auswahl der Forschungsinstrumente beeinflusst. Demnach steht meine Wahl eines queer-feministischen und objektivitätskritischen Zugangs auch vor dem Hintergrund eigener biografischer Erfahrungen von Ungleichbehandlung, Ausgrenzung und Stigmatisierung.

Zwar kenne ich auch den Blick vom Zentrum in die Peripherie, schließlich kam ich als weiße Person in Europa zur Welt und gehöre zu den Bildungsgewinner_innen, dennoch teile ich kaum die Perspektive des allwissenden männlichen Blicks des Bürgertums. Meine biografischen Erfahrungen bieten daher einen großen Schatz, denn sie lassen mich empathisch und vor einem gemeinsamen Sinnhorizont mit den Befragten interagieren und bieten mir ein breites Vokabular für die Interpretation der Praktiken von Un_Bestimmtheit. Darüber hinaus spielt es auch eine Rolle, dass viele Befragte wie auch die Teilnehmenden der queeren Räume ein ähnliches Alter hatten wie ich, denn kaum traf ich Menschen mit einer größeren Altersdifferenz von mehr als zehn Jahren im Feld (während der Feldforschung war ich Anfang dreißig). Insbesondere aufgrund des gemeinsamen Sinnhorizonts fiel es mir einfach, mit den Befragten in Verbindung zu treten und sie für ein Gespräch zu gewinnen. Nicht selten erkannte ich Parallelen zwischen deren Erzählungen und eigener Biografie, was mich jedoch meist stutzig machte, denn nicht selten teilten wir Marginalisierungserfahrungen, nicht unbedingt aufgrund eines ähnlichen Familienhintergrundes, jedoch aufgrund des gemeinsamen sogenannten Andersseins. Sehr schnell waren Befragte bereit, über persönliche Erlebnisse zu berichten. Unser geteilter Lebensraum und meine oftmals auch optische Ähnlichkeit schien mir einen Vertrauensvorschuss zu geben. Auch wenn mein Hintergrund im akademischen Feld

vielleicht auf Reibung stößt, verschaffte er mir doch für diese Forschungsarbeit einen nicht zu verkennenden Vorteil.

Meine doppelte Positionierung im Forschungsfeld stellt keine Rarität dar, denn häufig studieren Teilnehmende queerer Räume.²⁷ In queeren Räumen zeigt sich eine starke Verschränkung zwischen dem Forschungsfeld und der Gender Studien bezüglich politischer Ansprüche, Inhalte, Forderungen und theoretischer Bezüge. In queeren Räumen in Berlin lässt sich zum Teil nur schwer zwischen Aktivismus und Wissenschaft trennen, da in den betrachteten Räumen feministische und queere Theorien rezipiert, diskutiert und (weiter-)entwickelt werden, aber auch weil es nicht unüblich ist, dass Feldproduzent_innen aktivistischen wie auch wissenschaftlichen Tätigkeiten nachgehen.²⁸ Beide Felder speisen sich gegenseitig, sie interferieren. Dass ich auch in universitären Kontexten situiert bin, ist daher nicht als widersprüchlich zu meiner Feldteilnahme aufgefasst worden, auch wenn ich durchaus mit den Vorbehalten gegenüber Wissenschaft und dem darin eingeschriebenen Machtverhältnis konfrontiert wurde. So wurde ich mit der Kritik an Wissenschaft als elitär und als den privilegierten Positionen in der Gesellschaft vorbehaltenes Berufsfeld konfrontiert. Beispielsweise ist mir noch sehr gut ein Gespräch mit Hazel, einer szenebekanntem, langjährigen Performerin, im Backstage bei *Wigstöckel* (vgl. Protokoll 11.10.14, zu *Wigstöckel* auch 5.1.1) in Erinnerung, bei dem ich ihr von meiner Promotion erzählte. Zwar kritisierte sie Wissenschaft mit der Elfenbeinturm-Metapher, dennoch war sie mir wohlgesonnen und bot sich sogar für ein Interview an. Sie merkte an, dass sie es wichtig findet, dass insbesondere »Leute von uns« solche Forschungen durchführen und »unsere« Inhalte in die Öffentlichkeit tragen. Dies deutet auf die Bereitschaft im Feld hin, mit Wissenschaft zusammenzuarbeiten, um sie womöglich zu verändern. Auch zeigt Hazels Reaktion, dass ich Teil des Feldes bin und auch so wahrgenommen werde. Hierbei sei zudem angemerkt, dass ich aufgrund meines sozialen Hintergrundes noch immer keinen akademischen Habitus vorweise und gehe daher davon aus, dass ich nicht als Akademiker_in wahrgenommen werde. Hinzu kommt, dass ich mich selbst als queer verorte, selbst auf queeren Bühnen performe, was der Vorstellung einer Beobachtungsperspektive widerspricht und mich klar als Teil des Feldes markiert. Ich hatte mehrmals die Erfahrung gemacht, dass ich in mir nicht oder kaum vertrauten

27 Zwar habe ich keine quantitative Erhebung durchgeführt, dennoch lässt sich dies zum einen aus der Problematik während meiner Forschung schließen, Menschen zu finden, die keinen Abiturabschluss (oder ein Äquivalent) haben. Dies kann jedoch auch auf andere Faktoren zurückgeführt werden (vielleicht hatte ich einfach nur Kontakt mit einem spezifischen Teil der Szenen). Jedoch deuten zum anderen auch die Ergebnisse der LesMigras-Studie darauf hin, die eine deutschlandweite Erhebung mit lesbischen und bisexuellen Frauen und trans* Personen durchführte und bei der 63,2 Prozent angaben, mindestens Abitur zu haben (LesMigras 2012). Zum Vergleich: 2015 erwarben 34 Prozent des Gesamt-Jahrgangs der allgemeinbildenden Schulen die allgemeine Hochschulreife (vgl. Statistisches Bundesamt 2017). Zudem habe ich insgesamt den Eindruck erhalten, dass der Bildungsgrad in queer-feministischen Räumen in Berlin tendenziell höher ist als in nicht aktivistischen schwul-lesbischen Zusammenhängen. Dies kann ich jedoch nicht mit Zahlen belegen. Eine Studie des DIW belegte jedoch 2020 den durchschnittlich höheren Bildungsgrad unter LSBTQI*-Menschen in Deutschland (vgl. de Vries u.a. 2020).

28 Anekdotisch lassen sich solche Überschneidungen verfolgen, wenn beispielsweise nach einem Besuch von Judith Butler im Theater »HAU Hebel am Ufer« (29.4.18) Fotos von Queeraktivist_innen zusammen mit der Philosophin in sozialen Online-Netzwerken ausgetauscht werden.

Räumen zwar zu Beginn unsicher war, dennoch aber das Gefühl hatte, bei Betreten des Raumes als zugehörig identifiziert zu werden. So ist es mir beispielsweise beim ersten Besuch des *Wagenplatzes am Karpfenteich* (vgl. Protokoll 3.10.15) oder im *f.a.g. Infoladen* ergangen: Menschen sehen mich nur kurz an, als würden sie überprüfen, ob ich richtig bin (oder ob sie mich kennen) und unterhalten sich dann weiter (vgl. Protokoll 26.7.17). Von Hazel wurde ich als jünger wahrgenommen, als ich tatsächlich war, ein Umstand, den ich gewohnt bin. Dies wurde mir auch nach dem Interview mit Ada bewusst, die mich als deutlich jünger ansprach. Sie selbst war 42 Jahre alt und Hazel schätzte ich auf Anfang 50. Ada beschrieb ausführlich ihre Erfahrungen als »ältere Person« in queeren Räumen, da sie nicht davon ausging, dass ich ihre Erlebnisse nachvollziehen könne. Anstelle der Frage nach einem Feldzugang, stellte ich mir nach der Begegnung mit Hazel die Frage nach den Erwartungen des Feldes an mich und meine Forschung und inwieweit ich selbst versuche, eben solchen Erwartungen gerecht zu werden oder inwieweit solche Erwartungen meine Theoriebildung beeinflussen. Mein Drang, dem Feld etwas zurück zu geben, ist sehr stark ausgeprägt.

Aufgrund meiner Verschränkung mit dem Feld stellte ich mir die Frage, ob meine Position als Organisator_in den Blick verstellt für weniger involvierte Erfahrungen. Wie blickt das Publikum auf die queere Show? Was nehme ich nicht wahr, wenn ich selbst auf der Bühne stehe? Um verschiedene Perspektiven einzunehmen, wechselte ich zwischen dem Besuch von queeren Räumen als Zuschauer_in und der Vorbereitung und Durchführung von Projekten. So war es mir möglich, queere Räume auch aus Sicht des Publikums (wie etwa bei Bühnenshows) wahrzunehmen und dennoch stets Mitproduzent_in dieser Räume zu bleiben, hinter die Kulissen zu blicken und hierbei auch die Strukturen und Praktiken des Organisierens zu protokollieren. Beispielsweise meldete ich mich bei *Wigstöckel* für die Schicht, den Backstage-Eingang zu kontrollieren. Von dort aus hatte ich einen ruhigen Blick auf die Veranstaltungshalle sowie die Bühne und zudem darüber, wer Zugang zum Backstage hatte. Oder beispielsweise übernahm ich Barschichten bei Unterstützungsveranstaltungen (»Soli-Events«), bei denen Geld für politische Projekte gesammelt wurden und konnte mir einen Überblick über die Besucher_innen und deren Umgangston machen. Solche Aufgaben verschafften mir eine fixe Position im Raum, von der aus ich einen Überblick über das Geschehen hatte und zugleich aber auch Teil davon war. Mir war wichtig, gerade nicht allein Daten aus dem Feld zu generieren, sondern ich unterstützte die Organisation und investierte in die Erhaltung queerer Räume durch meine ehrenamtliche Arbeit. Zudem bekam ich über meine Schicht am Backstage-Eingang Zugang zum Backstage-Bereich und konnte zwischen Publikums- und Backstage-Seite wechseln. Auf diesem Weg lernte ich weitere Künstler_innen kennen, wusste, was in der Organisation schief lief, wie dies gelöst wurde und wie unterschiedlich die Dynamiken vor und hinter der Bühne sind. Mit der Übernahme kurzer Schichten wählte ich einen Weg, der keine reine Beobachtungsrolle ist, dafür wird mir aber eine andere Insider-Perspektive eröffnet, die ich sonst nicht gehabt hätte. Zusätzlich begab ich mich aber auch auf Veranstaltungen als reine_r Teilnehmer_in als Teil des Publikums. Folglich wechselte meine Funktion zwischen Gast, helfender Hand und Organisator_in. Ich fühlte mich nie völlig fremd in queeren Räumen, wenn ich auch in bestimmten Räumen durchaus verunsichert und unbekannt war, z. B. in trans* dominierten Räumen wie etwa auf der Geburtstagsfeier des Vereins *TransInterQueer (TriQ)* (vgl. Protokoll 17.9.16) oder

aufschwulen Partys (vgl. Protokoll 8.10.16). Mein Wissen über Verhaltenscodizes half mir aber auch hierbei.

Mein steter Aktivismus (vor und im Laufe der Studie) hatte meine Position innerhalb der Szene verändert. Insbesondere bei der Analyse meiner Beobachtungsprotokolle wurde mir bewusst, dass ich im Laufe der Studie nicht zu verkennendes scene-internes Kapital akkumuliert hatte. Ich erfuhr Wertschätzung für meinen Aktivismus. Beispielsweise konnte ich bei *Wigstöckel* an der sehr langen Schlange vorbei laufen und den Hintereingang nehmen, weil ich dort während der Show arbeitete (vgl. Protokoll 8.10.16). Dabei entging mir jedoch das Erlebnis der Gäste, wie etwa das lange Anstehen vor dem Eingang, das Warten, bis es losgeht oder die Neugier, wie es wohl im Backstage aussieht. Auch fiel mir auf, dass mir besonders zum Ende meiner Studie jüngere Aktivist_innen zunehmend anders begegneten, zum Beispiel als ich nach Erhebung an einem Treffen teilnahm und als »alter Hase des *tCSD*« vorgestellt wurde. In einem anderen Kontext wurde ich gezielt um Rat gefragt, wie mit Streitigkeiten umgegangen werden sollte oder wie ich diese oder jene Situation einschätzen würde. Mit gewonnenen Erkenntnissen wirkte ich auf das Feld. Die Erfahrung, dass meine Meinung kaum hinterfragt wird oder ich explizit um eine Einschätzung gebeten werde, machte ich erst sehr spät im Forschungsprozess, doch diese Veränderung spürte ich und machte mich auch ein bisschen stolz. Sich aktivistisch in queeren Räumen einzubringen geht mit spezifischem Wissen, Privilegien (z.B. auf der Gästeliste stehen) und Zugängen (z.B. zum Backstage) einher, was insbesondere meine Wahrnehmung im Feld strukturierte. Dass ich über meinen Aktivismus scene-internes Kapital erlangte bzw. dass ich dadurch bekannter wurde, ist mir beispielsweise besonders bewusst geworden, als mich einmal zum Ende der Materialerhebung eine Person – die meine Begleitung kannte – auf eine vorhergehende Party ansprach (vgl. Protokoll 2.8.17). Er bedankte sich bei mir für das Organisieren, weil er die Show so klasse fand und betonen wollte, dass es wirklich eine gelungene Party war. Ich war Hauptorganisator_in der *Mash Up! Party*, wo ich auch die Acts zusammen mit zwei anderen Personen angekündigt hatte. Daher wurde ich wiedererkannt. Er berichtete mir davon, wie er mit Freund_innen schon frühzeitig in der langen Schlange anstand und wie atemberaubend der Star des Abends war. Dagegen erinnerte ich mich vor allem an meine anstrengende Awareness-Schicht (vgl. 6.1.1) und wie chaotisch die Vorbereitungen diesmal verlaufen waren. Diese Diskrepanz der Erzählungen machte mir deutlich, wie stark meine Beteiligung meinen Blick beeinflusste. Ich saß nicht im Publikum, sondern hinter den Kulissen und Schauplätzen. Ich interferier(t)e mit dem Feld.

Um aber auch an inkorporiertes Wissen zu gelangen und um es produktiv zu nutzen, war es mir wichtig, mich viel über meine Erkenntnisse auszutauschen. Welche Selbstverständlichkeiten und welches Vokabular sind scene-typisch und müssen im Wissenschaftskontext erklärt werden? Um z.B. über solche Fragen zu sprechen, interpretierte ich, wie üblich für die Grounded Theory, mein Material mit anderen, auch feldfremden, Forschenden in Kolloquien, Netzwerken und auf Konferenzen. Darüber hinaus begab ich mich in vier verschiedene Interpretationsgruppen jenseits der Universität verschiedener akademischer sowie aktivistischer Kontexte. Immer wieder diskutierte ich einzelne Ideen und Interpretationen mit Aktivist_innen in meinem Umfeld (z.B. Arbeitskolleg_innen im *SilverFuture*, Mitaktivist_innen diverser Veranstaltungen und Demonstrationen). Zum Ende meiner Forschung entschied ich mich, bis zur Fertigstellung mei-

ner Dissertation nicht mehr an queeren Räumen zu partizipieren, um eine räumliche Distanz zu erlangen – eine Entscheidung, die meine Perspektive tatsächlich erweiterte und vor allem eigene Gefühlslagen neutralisierte. Zum hier festgehaltenen Ergebnis (siehe hierzu 5.2.2) kam ich durch die Diskussion meiner Theoretisierung davon im Wissenschaftskontext.

Stellenweise nicht ganz unproblematisch zeigte sich meine eigene Involviertheit beispielsweise hinsichtlich der Frage, ob private Gespräche und Informationen, die mir Freund_innen übermittelten, mit in die Forschung eingehen sollten. Ich entschied mich dazu, auch solche Informationen anonymisiert zu verwenden. Selten sind mir wichtige Informationen nur aus einer Quelle begegnet. Auch ging ich recht schnell dazu über, mein Wissen, das ich mir bereits vor der Forschung angesammelt hatte, als Hintergrundfolie zu nutzen, um damit Erfahrungen während meiner Forschung abzugleichen. Es ist schließlich kaum möglich, bereits gemachte Erfahrungen auszublenden. Durch meine Verschränkung mit dem Feld war es mir möglich, es in seiner Tiefe zu erfassen. Dies habe ich auch dadurch erfahren, dass wenn ich vor einem Interview von eigenen Bühnenerfahrungen einer Drag-Tanz-Performance berichtete, das folgende Interview spürbar auf einer vertrauensvollen Basis erfolgte. Allerdings ist es wichtig, hierbei die Möglichkeit von sozial erwünschtem Antwortverhalten mitzudenken.²⁹

29 Siehe z.B. meine Vermutung der sozialen Erwünschtheit des Antwortverhaltens beim Interview mit Esra (4.1.3).

